

## Editorial

Das Jubiläumsjahr geht dem Ende zu, der Meilenstein der Erinnerung ist gesetzt und das Innehalten – mit den geplanten Projekten – hat stattgefunden.

Die „Sprachräume“ und „Schreibwelten“ aus dem Thema des abgehaltenen Kurzprosawettbewerbs wurden von vielen Wettbewerbsteilnehmer/innen, speziell aber von den fünf preisgekrönten Autor/innen durch ihre bemerkenswerten Geschichten gebaut, betreten und für uns alle geöffnet.

Ihre Texte sind in der Festschrift, dem zweiten, markanten Projekt dieses Jahres, abgedruckt.

In der Festveranstaltung, die am 6. Oktober im Literaturhaus Wien stattfand, haben die Preisträger/innen ihre Texte vor großem Publikum gelesen und erhielten viel Beifall.

Doch dem feierlichen und besinnlichen Innehalten muss Bewegung folgen:

Das Anstreben und das Nicht-außer-Acht-Lassen von Zielen sowie das Ermöglichen und Erhalten von dynamischen Prozessen.

Das heißt für uns Schreibende, Publizierende, Lesende, Rezensierende: Wenn auch der Gestaltungswille bezogen auf die äußere Präsenz des Österreichischen Schriftstellerverbandes durch knapper werdende finanzielle Mittel derzeit beschränkt ist, so liegt es doch an uns, Meinungsvielfalt zu ermöglichen und zu akzeptieren, trotz der steten Gefahr der Undifferenziertheit und des Missverstehens; ebenso können wir selbst an und über Grenzen gehen, um diesseits und jenseits davon mehr Gemeinsames als Trennendes zu finden.

Und das alles ist an kein Jubiläumsjahr gebunden.

In diesem Sinne wünsche ich einen Winter, in dem die Kreativität nicht im Dunkel bleibt.



Dr. Sidonia Binder

Inhalt	Seite
<b>Editorial</b>	<b>1</b>
<b>Inhaltsverzeichnis</b>	<b>2</b>
<b>Aktuelles</b>	<b>4</b>
Die Festschrift   Die Festveranstaltung   Festvortrag	4
Lesungen	9
<b>Rezensionen</b>	<b>10</b>
<b>Neuerscheinungen</b>	<b>Rezensent/innen</b>
<b>Elfriede Bruckmeier:</b> Podium Porträt 52	<i>Annemarie Moser</i> 12
<b>Stephan Denkendorf:</b> Erde im Herzen	<i>Petra Sela</i> 13
<b>Martin Dragosits:</b> Der Himmel hat sich verspätet	<i>Wolfgang Ratz</i> 14
<b>Heinrich Eggerth:</b> 80 plus	<i>Matthias Mander</i> 15
<b>Heinz Gerstinger:</b> Also spielen wir Theater	<i>Sidonia Binder</i> 17
<b>Dietmar Grieser:</b> Es ist nie zu spät	<i>Michael Stradal</i> 19
<b>Karl Karpisek:</b> Aus freiem Willen und mit klaren Sinnen	<i>Eva M. Kittelmann</i> 20
<b>Gertraud Klemm:</b> Mutter auf Papier	<i>Rudolf Kraus</i> 21
<b>Richard Kovacevc:</b>	<i>Ewald Baringer</i> 22
Die Frage im Raum und andere Merkwürdigkeiten	
<b>Ingeborg Kraschl:</b> Rückkehr	<i>Judith Gruber-Rizy</i> 24
<b>Rudolf Kraus:</b> Worte kennen kein Gefühl	<i>Alfred Warnes</i> 25
<b>Erika Kronabitter:</b> Einen Herzschlag nur bist du entfernt	<i>Gregor M. Lepka</i> 26
<b>Hilde Langthaler:</b> P-Attacke	<i>Susanne Ayoub</i> 27
<b>Gregor M. Lepka:</b> Aus dem Fenster der Blick	<i>Christian Teissl</i> 28
<b>Martin Lödl:</b> Fatales Design	<i>Gittfried Pixner</i> 31
<b>Ilona Mayer-Zach:</b> Schlangental	<i>Hilde Schmölder</i> 34
<b>Helmuth A. Niederle:</b> Podium Porträt 47	<i>Brigitte Pixner</i> 35
<b>Wilhelm Pellert:</b> Oskar Werner	<i>Heinz Gerstinger</i> 36
<b>Gottfried Pixner:</b> Schüttelwelten	<i>Kurt F. Svatek</i> 38
<b>Käthe Recheis:</b> Ein Fall für die Katzenbande	<i>Julia Rafael</i> 39
<b>Otto Hans Ressler:</b> Das Mädchen mit dem Hut	<i>Elfriede Bruckmeier</i> 40
	<i>Margarethe Herzele</i> 41
<b>Herbert Rosendorfer:</b> Deutsche Geschichte	<i>Heinz Gerstinger</i> 43
<b>Herbert Rosendorfer:</b> Letzte Mahlzeiten	<i>Elisabeth Schawerda</i> 45

<b>Hugo Schanovsky:</b> Mahlers Weg	<i>Michael Stradal</i>	46
<b>Elisabeth Schawerda:</b> Podium Porträt 51	<i>Annemarie Moser</i>	11
<b>Petra Sela:</b> Berührungen	<i>Elisabeth Schawerda</i>	47
<b>Edith Sommer:</b> Wolken – Nuages	<i>Sidonia Binder</i>	48
<b>Michael Stradal:</b> Die Briefe der Rosalyn Haydn	<i>Judith Gruber-Rizy</i>	49
<b>Joseph R. Strelka (Hg):</b> Ernst Schönwiese Das lyrische Werk	<i>Rosemarie Schulak</i>	50
<b>Kurt F. Svatek:</b> Stolpersteine/Le scabre pietre	<i>Klaus Ebner</i>	52
<b>Christian Teissl:</b> Umkreisung des Namenlosen	<i>Heinrich Eggerth</i>	53
<b>Almud Thorn:</b> Traumsaat der Augenblicke	<i>Eleonore Rodler</i>	54
<b>Reinhild Traitler:</b> Es muss nicht der siebte Himmel sein	<i>Franz Forster</i> <i>Petra Sela</i>	55 57
<b>Eleonore Zuzak:</b> Podium Porträt 53	<i>Matthias Mander</i> <i>Christine Michelfeit</i>	59 60
Rezensionen im Heft 1/2011		62
<b>Neue Mitglieder (Textausschnitte)</b>		<b>64</b>
<b>Renate Aichinger:</b> Auf die Plätze fertig arbeitslos		64
<b>Luka Anticevic:</b> Und es blieb ganz anders		65
<b>Nahid Bagheri-Goldschmied:</b> In der Fremde		66
<b>Dagmar Fischer:</b> Herzgefechte und Schmerzgeflechte   Lyreley		68
<b>Marianne Gruber:</b> Ins Schloss Der Tod des Regenpfeifers		70 70
<b>Reet Kudu:</b> Vollmond und Straßenlaterne		71
<b>Christiane Tagunoff:</b> Hafez. Diwan der Ghaselen I & II		73
<b>Aus dem Kreis der Mitglieder</b>		<b>75</b>
Auszeichnungen und Erfolge		75
Wir gratulieren herzlich		75
Wir trauern um unsere verstorbenen Mitglieder		75
Nachruf auf Adam Zielinski		76
Nachruf auf Auguste Müller-Binder-Zisch		78
Nachruf auf Gottfried W. Stix		79
<b>Aus dem Verbandsbüro</b>		<b>80</b>
Impressum		80

## Aktuelles

### Die Festschrift

Aus Beiträgen mit verschiedenen Aspekten zu Literatur und Kunst, zur Geschichte des Österreichischen Schriftstellerverbandes, zu seinen verdienten Mitgliedern, und mit den lebendigen Geschichten der neuen, vorwiegend jungen Preisträger/innen, entstand ein Sonderheft zwischen den zwei Ausgaben „Literarisches Österreich“ 1/2010 und 2/2010; und es wurde eine Festschrift. Sie ist keine Anthologie und keine komplette Chronik des Österreichischen Schriftstellerverbandes, aber sie ist informativ, stellenweise vielleicht sogar provokant, jedenfalls aber literarisch anregend.

### Die Festveranstaltung

wurde zum bisher abschließenden Höhepunkt der Jubiläumsprojekte. Sie fand am 6. Oktober im Literaturhaus Wien statt.

Nach dem Beitrag „Ein Blick zurück“ von Eleonore Zuzak folgten die Lesungen der fünf Preisträger/innen Ursula Wiegele (1. Preis), Klaus Ebner (2. Preis), Marianne Jungmaier (3. Preis), Judith Kohlenberger (Anerkennungspreis), Paul Auer (Anerkennungspreis) und dann noch eine kurze Lesung unseres Mitglieds Frau Reet Kudu aus Estland; mit neun Musikstücken von Georg Bydlinki und Wolfgang Ratz wurden die Lesungen kongenial ergänzt.

Marianne Gruber, Präsidentin der Österreichischen Gesellschaft für Literatur und seit kurzem Mitglied des Österreichischen Schriftstellerverbandes, hielt den

### Festvortrag

Juni 1945 in Wien. Der Zweite Weltkrieg war auf europäischem Boden erst wenige Wochen zuvor beendet worden. Menschen suchten einander, fanden einander, fanden niemanden mehr, fanden Gräber oder nicht einmal die, Schutt wurde weggeräumt, Lebensmittel gehamstert ... Es gab zu wenig Wohnraum, zu wenig Nahrung, es gab vieles überhaupt nicht und von dem, das da war, zu wenig.

Diese Situation muß man sich vor Augen halten, um zu verstehen, was es bedeutete, als am 11. Juni unter dem Vorsitz von Oskar Maurus Fontana ein Proponentenkomitee die Gründung des „Verbandes demokratischer Schriftsteller und Journalisten“ beschloß.

Die konstituierende Sitzung fand am 17. September 1945 statt und setzte sich zum Ziel, Autorinnen und Autoren in jeder Hinsicht beizustehen. Es ging in der damaligen Situation darum, überleben zu können, zu essen zu haben, ein Dach über dem Kopf zu finden, um arbeiten, um schreiben zu können, aber ebenso darum, ein Diskussionsforum für die eigenen Arbeiten zu finden, sie einem Publikum vorzustellen. Der P.E.N.-Club wurde erst 1947 wieder belebt.

Zum ersten Präsidenten des neu gegründeten Verbandes wurde der Literaturhistoriker und Kritiker Edwin Rollett gewählt. Unter seiner Leitung versammelten sich alle bedeutsamen Schriftstellerinnen und Schriftsteller Österreichs, wie die Liste der Staatspreisträger unter den Mitgliedern zeigt. Unter ihnen – um nur einige zu nennen – Heimito von Doderer (1957), Johannes Urzidil (1964) Ingeborg Bachmann (1968), Friedrich Torberg (1979).

Auf Edwin Rollett folgte Rudolf Holzer als Präsident, auf ihn Oskar Maurus Fontana, dann Wilhelm Waldstein, Ernst Schönwiese, Franz Richter, Roman Rocek, Hermann Lein, Heinz Gerstinger, Alfred Warnes, der es in dieser Position am längsten ausgehalten hat, es ist kein einfacher Job. Jeder der Genannten brachte eine neue Note in den Verein. Lesungen wurden veranstaltet, Anthologien herausgegeben, zu den Jubiläen Preise vergeben, wie den Kurzgeschichtenpreis, dessen Preisträger heute lesen werden, Lyrikwettbewerbe fanden statt, um jenem Genre Gehör zu verschaffen, das meist sehr leise auftritt, von jenen geschrieben, die Hans Weigel die Ärmsten unter den Schriftstellern nannte. Der Schriftstellerverband war noch als „Verband demokratischer Schriftsteller und Journalisten“ für einen Forderungskatalog verantwortlich, der mit dem zuständigen Ministerium verhandelt wurde. Die Verwirklichung dauerte Jahrzehnte und ist zu einem guten Teil Milo Dor und Franz Leo Popp zu verdanken. – Gut Ding braucht Weile.

Und nun – endlich gibt es eine Präsidentin (war auch Zeit): Sidonia Binder.

Was kann Literatur? Und: Was ist Literatur? Die Titel zweier Essays von Jean Paul Sartre werfen Fragen auf, die alle literarisch Schreibenden neben der Frage, was sie denn tun, wenn sie tun, was sie tun, begleiten und nie zu einer endgültigen Antwort geführt haben.

1945 schien die Antwort auf das, was Literatur könne, vorübergehend klar. Sie drückte sich im Titel des Verbandes als Erwartung und Hoffnung auf demokratische Verhältnisse aus. Das Land war befreit, befreit zur Wahrheit, befreit zu einer Freiheit, in der Literatur ohne Lüge möglich sein würde und dies ohne Kopf und Kragen riskieren zu müssen.

Was aber kann Literatur tatsächlich? Schönheit evozieren, lautete eine alte Antwort, die uns in unserer Welt wie im Rückblicken seltsam vorkommen muß. Schönheit ist ein Begriff, in dem man sich leicht verirrt und den man gleichzeitig nicht aufgeben kann. Was kann Literatur heute? Es läßt sich leichter sagen, was sie nicht kann. Sie kann die Welt nicht erklären. Erklärungen gehören den Naturwissenschaften. Sie kann die Welt nicht verstehen. Eine Welt, die ist, wie sie ist, – grausam, ungerecht, zu jedem Mordkomplott bereit – ist nicht zu verstehen. Verstehen gehört zudem den Geisteswissenschaften, nicht der Kunst. – Sie kann fragen. Sie kann die Welt ergreifend zeigen: lebendiges Leben. Und indem sie ergreifend zeigt, ermöglicht sie ein Begreifen, das sich auf einer Ebene abspielt, in die Wissenschaft nicht vorzudringen vermag. Sie ist ein Sonderfall, den wir uns leisten müssen, was noch zu begründen sein wird.

Und was ist Literatur? – Ein weites Land, das sich gegen Definitionen sperrt und das ist gut so. Definieren – als eingrenzen verstanden – kann ihr nicht gerecht werden. Dennoch leisten diese Definitionsversuche Interessantes, wenn man die verschiedenen Ansätze als Komplementäre und nicht als Antagonisten versteht, in einer Analogie zur Übereinkunft zwischen Ernst Mach und Ludwig Boltzmann, daß verschiedene Welt-erklärungsversuche nicht als Gegensätze auf dem Feld wissenschaftlicher Theorienkonkurrenz, sondern als einander ergänzend zu verstehen seien.

Selbstverständlich sind die Antworten auf die Frage, was Literatur sei, von Vorgaben der Gesellschaft bestimmt, von Moden, Erwartungen und unterschiedlichen ästhetischen Konzepten. In ihnen widerspiegelt sich die literarische Arbeit als Arbeit, widerspiegelt sich das Ordnungssystem der Arbeit und des Arbeitens. Poiein – in diesem Fall nur unzureichend mit tun oder machen übersetzt, ist das altgriechische Stammwort für Poesie und Poet, für das Tun der Dichter und das wie des Machens der Poesie. Poet, bedauerlicherweise fast immer nur maskulin verwendet, ist nebenbei ein Wort, mit dem sich Auf-ruhr erzeugen ließ. Andre Heller schaffte es, als er in den Siebzigerjahren als Berufsbezeichnung Poet in seinem Paß eingetragen haben wollte. Damals war allerdings auch Schriftsteller oder Schriftstellerin als offizielle Bezeichnung noch nicht möglich.

Albert Camus beantwortet die Frage, was Literatur sei, als Dienst an der Wahrheit und als Dienst an der Freiheit. Zwei schwierige Wörter, die sofort weitere Fragen aufwerfen. Was ist Wahrheit und was Freiheit?

1945 schien auch das irgendwie klar für die Begründer des „Verbandes demokratischer Schriftsteller und Journalisten“. So nah an der großen Lüge und der großen Unfreiheit der damals noch kaum vergangenen Vergangenheit, an der wir anscheinend nach 65 Jahren noch immer tragen, so nah an der Propaganda, die beides – Lüge und Unfreiheit – beförderte, war klar, was Freiheit und Wahrheit bedeuteten. Beides fand sich in der Hoffnung auf andere als die erlebten Zustände wieder. Und es war klar für jeden, dem es klar sein wollte, welcher Art die Vergehen gegen beides gewesen waren: sich nicht die Freiheit genommen zu haben, das Wort zu ergreifen, nicht widersprochen zu haben, sich mit den Verhältnissen durch das Schweigen einverstanden erklärt zu haben.

Zurück zur Schönheit. „Die Weltgeschichte mag einem wie der Sturz von einer Katastrophe in die nächste erscheinen“, schrieb Viktor Frankl, „Und insofern Literatur wahr sein soll, kann sie nicht auch schön sein“. Wir haben auch Theodor Adornos Ausspruch noch in Erinnerung, daß man nach Auschwitz keine lyrischen Gedichte mehr schreiben könne. Dieser Ausspruch hat manche verstört. Lyrisch drängt sich fast auf als Synonym für schön. Es schien, als erteile er der Schönheit eine Absage, als wäre Schönheit nichts als Lüge. Dieser Satz drückte kein Verbot aus, es war eine Frage zu interpretieren. Als Frage, wie denn eine Ode an die Freude geschrieben, ein Fest des Lebens beschrieben werden könne, wie denn das schöne lyrische Gedicht jemals noch möglich sein können sollte nach all dem, was geschehen war. Was Adorno vielleicht und Viktor Frankl,

Psychiater und KZ-Insasse, gewiß meinte, war dies: das Liebliche drückt keine Wahrheit aus, es gerinnt zum Kitsch. Und Kitsch wird angesichts von Tragödie zu einer Obszönität.

Es schien, als käme eine neue Aufgabe auf die Schreibenden nach 1945 zu. Und doch war sie nicht neu. Die vergangene große Literatur, die uns heute noch immer zu erreichen vermag, speist ihre Schönheit ebenso aus der Nähe zur Tragödie und zum Schmerz, hat sich der Wahrheit über das verschämte, gequälte Leben ebenso verpflichtet wie dem Fest des Lebens und der Freiheit. In ihr hatte das Obszöne ebenso seinen Platz wie das Heilige als zwei Seiten ein und derselben Medaille in unterschiedlicher Dynamik.

Es kam eine neue Literatur. Sie brach mit dem Lieblichen, zertrümmerte alte Formen, experimentierte mit deren Fragmenten, führte ein Vokabular ein, das kurz zuvor noch für literarische Äußerungen als unzulässig empfunden worden war. Theorien wurden zum wesentlichen Bestandteil manchen Kunstwerks, in der Malerei wie in der Literatur. Es schien nicht mehr möglich zu schreiben wie früher, es ging einfach nicht mehr.

Manches Selbstmißverständnis dürfte auf diesem Weg passiert sein, wie etwa die Welle der neuen Innerlichkeit, deren Vertreter Ästhetisierung als Lüge bezeichneten, ebenso wie Geschichten zu erzählen und die Texte aus dem Bauch heraus geschrieben einforderten. Eine Welle, die Ernst Jandl mit einem hinreißenden Gedicht kommentierte, das an Stelle einer Überschrift eine Sprechweisung aufweist „zu sprechen mit geschlossenem Mund, so als wollte man Erbrochenes nicht wiedergeben. Darunter stand: „zur welle der neuen innerlichkeit“.

Das größte Mißverständnis haben die Schreibenden der Literatur und sich selbst allerdings damit angetan, in einer Welt, die zunehmend unter Nutzen und Zweck nur mehr Monetarisierbarkeit versteht, den Existenzberechtigungsnachweis und die Förderungswürdigkeit der Literatur nach den neuen Regeln der Monetarisierbarkeit unter Beweis stellen zu wollen. Umwegrentabilität hieß die Falle und heißt sie noch, mit der die Trivialisierung des Nutzen- und Zweckbegriffs akzeptiert wurde und die Negierung von dessen metaphysischen Anteil.

Ich stelle die Berechnungen nicht in Frage, mit denen Umwegrentabilität nachgewiesen wurde, sie werden schon so halbwegs stimmen. Ich stelle nicht in Frage, daß man Literatur, Kunst im allgemeinen auch unter diesem Aspekt betrachten kann. Ich will auch nicht über Geld sprechen, trotz zu erwartendem Sparsbudget und zu erwartenden Kürzungen im Subventionsbereich. Ich stelle den Forderungskatalog nicht in Frage, mit der Interessensvertreter in den Ministerien vorstellig wurden, ich stelle die Begründung in Frage, mit der in der Öffentlichkeit argumentiert wurde: Umwegrentabilität als Existenzberechtigungsnachweis für Unterstützung und Anerkennung.

Kunst erfüllt mancherlei Zwecke und nützt vielfältig. Aber ihrem Wesen nach gilt für sie in einer Analogie zu dem, was Aristoteles über die Philosophie sagte: Sie sei Wissen

um des Wissens willen. Kunst ist Kunst um der Kunst willen. Alles andere wird ihr beigegeben durch die Art ihrer Aufnahme im Hörenden, im Betrachter, im Lesenden. Kunst entspringt einer menschlichen Potentialität, einer Möglichkeit zu kreativen Akten. Sie ist vorrangiger Ausdruck unserer Freiheit. Das läßt sich in Zahlen nicht darstellen, so wenig wie menschliches Leben, obwohl wir das ununterbrochen tun. Wer Nutzen und Zweck in seiner trivialen Form, weil sich alles rechnen muß, auf uns anwendet, wird zum Mörder. Denn wem nützen wir? Niemandem. Wer das für die Freiheit tut, zumindest für die, die wir tatsächlich haben als Freiheit zu, und wenn wir Glück haben, als Freiheit von etwas, wird zum Terroristen werden. Wer das auf Kunst anwendet, wird zum Verhinderer. Wer dagegen nicht auftritt, überläßt es der Zufälligkeit politischer Konstellation, wann Mord legalisiert, bestimmte Literatur verboten, Freiheit eingeengt wird – was immer dann geschehen ist, wenn eine Community der Wahrheit gegenüber gleichgültig geworden ist.

Zum Schluß: Warum tun wir was wir tun, obwohl wir nicht so genau wissen, was wir tun, wenn wir tun, was wir tun. Weil es unserer Potentialität entspringt. Einfacher gesagt: Was kann man mit einem Einfall sonst machen als ihn niederzuschreiben, da er da ist. Man wird ihn ja nicht anders los. Und auch, weil „das Schreiben einen absurden Zauber besitzt“, wie Martin M. Simecka meint. „Es ist eine Tätigkeit und gleichzeitig ist sie es nicht. Es geschieht neben der wirklichen Welt ...“ und meint doch Welt, setzte ich hinzu. Literatur ist das verlängerte Gedächtnis der Menschheit über die Schrift, die Physik und Metaphysik in einem, ist Stein und Zeichen. So lang es sie gibt und Menschen, die lesen, werden weder Himmel noch Erde leer sein – weder die von Menschen bewohnte, im Bewußtsein wahr und für wahr genommene Erde noch der Himmel der Ideen.

Wir feiern heute einen 65. Geburtstag. Kurios genug, daß sich Menschen, die sich zurückziehen, um zu tun, was sie können, so gut sie es können, diese Einzelwesen hinter geschlossenen Türen, den Geburtstag einer Vereinigung dieser Einzelwesen feiern. Schreiben ist mehrheitlich ein einsames Geschäft. Bleibt die Frage, was uns hier miteinander verbindet und mit jenen, die anderswo das Gleiche tun wie wir und die wir nicht kennen.

Das Leben ist eine einzige Abfolge von Erzählungen in der verschiedensten Form. Die Fülle dieser Erzählungen verbindet uns und, so meine ich, eine Liebe.

Das Schlußbild von Fahrenheit 451 signalisiert in Film wie Roman eine gewonnene Freiheit. Die Bücher verbietende Sozietät ist untergegangen, die gewonnene Freiheit ist eine zur Schrift und vermittels der Schrift. Das Buch insgesamt aber, Fahrenheit 451, so ist dem Cover der Suhrkamp Taschenbuchausgabe zu entnehmen, erzählt „die Geschichte von Ray Bradbury, dem Autor, verkleidet als Feuerwehrmann Montag, und von seiner lebenslangen Liebesaffäre mit Büchern.“

Auch das verbindet uns.

Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag.

(Alte Rechtschreibung)

## Lesungen

Das Literaturhaus Wien ist nach wie vor unser Hauptort für Lesungen, allerdings bekommen wir aus Einsparungsgründen weniger Termine als früher, als es noch neun Lesungen pro Jahr gab (Juli, August und September ist geschlossen). Schon heuer hätte es nur mehr sieben Lesungen geben sollen. Eine achte Lesung wurde nach langen Verhandlungen, besonders wegen der Festveranstaltung, doch möglich. 2011 sind wahrscheinlich nur mehr sieben Lesungen dort vorgesehen.

Es gibt aber zusätzliche, neue Lesungsorte. Erweitert sollen auch die Arten der Lesungen werden: Lesungen mit Musik, mehrsprachige Lesungen, Lesemarathon-Veranstaltungen und dann noch gemeinsame Lesungen von Mitgliedern und Gästen, woraus sich neue Schwerpunkte und Themen ergeben. Aufgrund dieser Vielfalt sollen die Lesungen authentisch, anregend und offen sein. Dadurch können wir vielleicht mehrfachen Ansprüchen gerecht werden.

Da möglichst viele Mitglieder die Gelegenheit für eine Lesung bekommen sollen, attraktive Lesungsorte im Verhältnis dazu aber rar sind, ist es günstig, wenn sich mindestens drei Lesende zu einem Termin zusammenfinden. Soloabende sollen die Ausnahme bleiben.

### Die bisherigen Termine des 2. Halbjahres:

*15. September:* Zum 2. Mal fand heuer eine Lesung als Gemeinschaftsveranstaltung mit der Österreichischen Gesellschaft für Musik in deren Saal in Wien, im 1. Bezirk, nahe der Staatsoper statt. Auf Wunsch und Empfehlung der Gastgeber war es ein Soloabend unter dem Motto: „Poesie in Wort und Ton“ mit Gedichten von Ernst Degasperi, gelesen von Othmar Seidner.

Klavier: Werner Pelinka, Horn: Roland Horvath.

*22. September:* Erstmals gab es die Möglichkeit im Österreichischen Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum in Wien, im 5. Bezirk, nahe dem Matzleinsdorfer Platz, für eine Lesung. Unter dem Motto „65 Jahre Österreichischer Schriftstellerverband“ lasen: Ilse Brem, Julia Rafael und Rosemarie Schulak.

*24. November:* Lesung im Literaturhaus Wien: Eleonore Zuzak und Dietmar Grieser.

Weitere Lesungen, auch an neuen Veranstaltungsorten, sind vorgesehen.

## Rezensionen

Wie bisher werden die Rezensionen über die Neuerscheinungen unserer Mitglieder in alphabetischer Reihenfolge präsentiert. Nicht alle, die im letzten Heft angekündigt wurden, sind nun hier zu finden. Die Gründe liegen im Unabsehbaren.

Durch Krankheit und sonstige Zwischenfälle konnten einige Bücher nicht rechtzeitig vor dem Redaktionsschluss rezensiert werden oder mussten zu spät an ein anderes Mitglied zur Rezension weitergegeben werden. Wir bitten die davon betroffenen Mitglieder um Verständnis, wenn ihre Bücher erst im Heft 1/2011 vorgestellt werden.

Und allgemein ist anzumerken, dass die Länge einer Buchbesprechung kein Kriterium für eine Wertung ist. Jede Rezensentin, jeder Rezensent hat nicht nur eine persönliche Sicht, sondern auch eine individuelle Art der Beschreibung und Darstellung. Oft kann in wenigen Worten das Wesentliche deutlich genug werden und in der Kürze kann der Reiz liegen, der Neugierde weckt. Und das kann den Sinn einer Rezension ebenso ausmachen wie eine ausführliche, analytische Darstellung, die selbst zur literarischen Aussage wird.

Aus dem nämlichen Grund der persönlichen Sicht ist es durchaus nachvollziehbar, dass es gelegentlich auch zwei Rezensionen über ein Buch geben kann. Unterschiedliche Zugänge zu einem Werk können gegebenenfalls die Darstellung abrunden.

Die Rezensionen sind in der jeweils individuellen Rechtschreibung der Rezensentinnen und Rezensenten verfasst.

**Elfriede Bruckmeier****PODIUM PORTRÄT 52****Ausgewählte Gedichte**

PODIUM, Wien 2010, 64 Seiten

ISBN 978-3-902054-80-7

**Elisabeth Schawerda****PODIUM PORTRÄT 51****Ausgewählte Gedichte**

PODIUM, Wien 2010, 64 Seiten

ISBN 978-3-902054-79-1

Elisabeth Schawerda ist eine jener Lyrikerinnen, die unbeirrt ihre Gedichte in Anlehnung an die gebräuchliche Grammatik verfassen und sich um Verständlichkeit bemühen, obwohl experimentelle Lyrik und rätselhaft bleiben wollende oder verstörende Werke mehr Aufmerksamkeit an sich ziehen. Nach bisher elf Gedichtbänden liegt nun mit dem Podium-Porträt Nr. 51 eine Auswahl vor.

Wie in den fast ein Dutzend bereits erschienenen Gedichtbänden ist Elisabeth Schawerdas Lyrik erkennbar von humanistischen Werten geprägt, der Aufklärung verpflichtet. „Das ist die Erbschuld: Durchlässig / wie ein Nichts / zwischen dem Schmerz / und den Kindern zu stehen ... / Ihre verzweifelt fragenden Blicke: / Gibt es denn nichts, / das Leid zum Irrtum erklärt? / Das Bekenntnis: es gibt nichts.“

Um ausgewogene Darstellung trotzdem bemüht, umfängt sie das Schmerzende mit Bildern der Natur, Landschaften im Wechsel der Jahreszeiten, Bildern, die sich unversehens als Metaphern zu erkennen geben: „Auch den Wermut liebe ich/ den dunkleren Wohlklang des Wortes /... /er wächst in russischen Gedichten / die Dichter pflanzen ihn nicht / in ihren Gärten / treibt ihn die Erde von selbst hervor / immer wieder / immer bitter und herb.“

Von weiten Reisen bringt sie berührende Eindrücke zur Sprache, aus ihren Erfahrungen mit eigenen und fremden Kindern manches, das ihr und den Lesenden nahe- und nachgeht. „Dies war nicht die Zeit / eines Kindes zu achten / und dass es hart hinterm Absatz / der Männerfüße / unter Stimmengewirr / bei Sesselbeinen / schläft den zerschossenen Schlaf seiner Kindheit / zur Nacht gebettet auf blankem Boden.“

„Sprache wächst / aus gehäutetem Schweigen“ heißt es in „Die Frau im Netz“. Ob das Schweigen sich natürlich gehäutet hat wie ein Insekt oder ob ihm die Haut abgezogen wurde, das wird unauffällig-rätselhaft in der Schwebel gehalten.

Elfriede Bruckmeier hat Elisabeth Schawerdas Porträt geschrieben, eine Lebensbeschreibung, die die freundschaftliche Harmonie der beiden Autorinnen fühlbar macht. Gleichlaufend hat Elisabeth Schawerda die Lebensbeschreibung Elfriede Bruckmeiers verfasst, sodass es naheliegt, hier beide Porträt-Bändchen gemeinsam zu besprechen.

Elfriede Bruckmeiers Lyrik-Auswahl, wie sie im Podium-Porträt-Band 52 erscheint, lenkt die Aufmerksamkeit auf das leidenschaftliche Interesse der Autorin an Bildender Kunst, Malerei, Architektur, das sie auch im Verein für Kunst und Kultur, Eichgraben, seit 1974 zusammen mit ihrem Mann vielfältig realisiert. Rätsel der Kunst geben ihr zu denken, wie in „Torre Asinelli in Bologna“: „Warum ist / Hoffahrt und / Herrschsucht / und Eitelkeit / gemildert durch / fünfhundert Jahre / Verwitterung so un- / aussprechlich schön?“

Früh in den inzwischen legendären „morgen“-Kreis um György Sebestyén hineingewachsen, veröffentlichte sie seit 1982 zahlreiche Essays zu Themen wie: Musik und Malerei, Architektur und Landschaft, Theater, Film, Umweltschutz und Denkmalschutz, Verlagswesen und Literatur. Zu Elfriede Bruckmeiers enormer Vielseitigkeit scheint es mir komplementär zu stimmen, dass sie Haikus schreibt und seit 2008 in bibliophil gestalteten Bänden, zusammenwirkend mit bildenden Künstlerinnen, veröffentlicht. So sparsam die Sprachform von Haikus auch ist, kann die Autorin hier doch Bilder von Landschaften, Jahreszeiten, genauer: natürlichen oft lautlosen Vorgängen von Werden und Vergehen, so ins Wesenhaft-Wesentliche setzen, dass existenzielle Grunderfahrungen beim Lesen angerührt werden: „Der ferne Gipfel / zeigt sich mit einem Mal nah. / Bald wird es regnen.“ Oder: „Gabe des Himmels / beugst dich ohne zu brechen / Bambus mein Vorbild“ Letzteres stammt aus dem 2010 erscheinenden Band „the temple / stillness in japan / mit Fotos von Marielis Seyler, in Deutsch und Englisch gesetzt, mit japanischen Haiku von Akiko Yamato in japanischen Schriftzeichen bereichert, ein Buch, das eine eigene Rezension verdient hat und hier nur erwähnt werden soll, als bibliophile Kostbarkeit.

Annemarie Moser

## Stephan Denkendorf

### ERDE IM HERZEN

#### Geschichten und Märchen

Edition Roesner, Mödling, Maria Enzersdorf 2010, 138 Seiten

ISBN: 978-3-902300-51-5

Die Geschichten Stephan Denkendorfs bedürfen einer Phase des „Einlesens“. Man muss sich einlassen auf Verrücktes, Traumhaftes, Überzeichnetes, Brutales, Zynisches. Vor allem aber auf Bilder. Bilder, die an den Surrealisten Salvador Dalí erinnern, an Max Ernst und René Magritte, kaum jedoch an jene von Joan Miró – diese wären zu luftig und leicht. Ob bildnerisch oder als Autor tätig, Denkendorf ist ein „Malender“.

So werden in Denkendorfs Geschichten Traumerlebnisse eingebracht, vermischt mit Realem, überzeichnet – surreal traumhaft im Sinne von „über-wirklich“. Der Autor bemüht sich in seinen Texten, das Bewusstsein und die Wirklichkeit zu erweitern, geltende Werte umzustürzen. In diesem Band liebäugelt er mit dem Pessimismus, dem Grotesken und dem schwarzen Humor des Dada.

Wer bei „Traumhaftem“ an Diffuses, Verwishtes, Unklares denkt, liegt falsch. Denkendorf malt klare Bilder, so klar, dass sie unwirklich erscheinen mögen. Traumhaft, unklar ist bei manchen Texten die Philosophie, der Gedanke, der dahinter steht. So bleibt die Auslegung beim Leser. Hier kommt das Leben, die Historie des Lesers zum Tragen und wird damit ein Teil des Erzählten.

Die Sprache ist gewöhnungsbedürftig und überraschend. In einfachen, kurzen Sätzen werden Bilder beschrieben, die aneinandergereiht einen Film ablaufen lassen. So z. B. in „Fleisch auf Zeit“: „... Dann schlägt der Weg die Gebäudefassade auf: gemauerte Leichentücher. Fadenscheinig von Kletterpflanzen berankt. Dünnes Lebensgewürm: von jedem Lufthauch eingeschüchtert. Eine Schwester in blau-weiß gestreiftem Kittel und grotesken Schuhen eilt vorüber: ohne Irrsigler zu bemerken. An ihrem Hinterkopf ein Maulkorb aus weißem Stoff: die Deckung der Vornübergeneigten ... In der Halle die mächtigen Tontöpfe mit fingrigen Blattpflanzen. An der Wand das unpassende Gemälde: der Institutsgründer: Herr mit schwarzem Hut, dunklem Mantel mit Pelzkragen. Der Knebelbart schleudert alle Weichlichkeit dem Eintretenden zurück. Keine Wahl gibt es, keine Kompromisse: leb oder stirb! ... Alle Stifter benötigen Opfer ... Und Irrsigler wittert den faden Speisengeruch: das ekelhafte Gesunde, das den Tod besiegelt.“

Zu spüren ist in diesem kurzweiligen Band Selbsterlebtes, Beobachtetes und ein Hinterfragen der Sinnhaftigkeit von gewissen Handlungen und der Existenz des Menschen überhaupt. Lehnen Sie sich zurück und genießen Sie eine Reise ins Land der „Sturmzerzausten Widerspenstigkeit mit dreckig-roten Zipfelmützen“.

Petra Sela

## Martin Dragosits

### DER HIMMEL HAT SICH VERSPÄTET

#### Gedichte

Arovell Verlag, Gosau, Salzburg, Wien 2010, 152 Seiten

ISBN 978-3-902547-01-9

Der zweite Lyrikband des Wiener Autors widmet sich laut Klappentext – unter anderem – den Themen „Glück, Sehnsucht und Träume, Zorn und Krieg“, was vollkommen zu Unrecht einiges Pathos befürchten lässt. Ganz im Gegenteil: Schon der Buchtitel gibt prägnant die Skepsis des Autors in Bezug auf Feierlichkeit und große Gefühle wieder. Bereits im ersten Text „Zitternde Götter“ sagt er den Mythen den Kampf an, holt sie vom erhabenen Olymp ins Scheinwerferlicht des banalen Showbusiness.

Ähnlich verfremdet Dragosits unseren Legendenfundus in „Märchenwelt“, wobei man trotz durchaus witziger Weiterspinnungen mit privatisierten Zwergen und Schneewittchens politischer Agenda nicht umhin kommt, anzumerken, dass eine Legion von Märchenparodisten (wie z. B. James Thurber oder Roald Dahl) ähnliche Aktualisierungen vor einigen Jahrzehnten auch schon brillant vorgeführt hat. Idole und stellvertretende Götter bekommen ebenfalls ihr Fett ab. In „No way out“ lässt ein von der Midlife-Crisis geplagter, koksender Mozart ein paar musikalische Berühmtheiten in fröhlichem Anachronismus Revue passieren, bevor er von L. A. nach Moskau düst, um dort Piano-Man Chopin zu treffen. Das ist amüsant (wenn es auch in Schönbergs Zwölftontechnik vermutlich mehr als zwölf Akkorde gibt!). Ein guter Einfall, der nicht weiter vertieft wurde, wie in manchen anderen Texten auch.

Dragosits verzichtet in seinen Gedichten meistens bewusst auf „Lyrisches“. Einen markanten Rhythmus, Klangwirkungen u. dgl. sucht man vergeblich. Ein nüchterner Ton überwiegt; aus dem Wirtschafts- und Politjargon borgt der Autor „unpoetische“ Fremdworte wie Rendite, Crash-Kurs, Change Management, Spin Doctor, out of order, etc., deren gehäufte Einsatz nicht immer überzeugt. Die Auswüchse unserer Zeit zu schildern, bedarf nicht unbedingt der Auswüchse unserer Sprache. Beschriebene Beliebigkeit sollte nicht das Gedicht infizieren. Doch dies ist Ansichtssache.

Aphorismen enthält der Band zwar keine, doch die Texte enthalten manche geglückte aphoristische Wendung, wie z. B. in „das geläufige Wort“, das mit den Zeilen „so gut getarnt / dass es jeder kennt“ endet. Gesellschaftskritische Aussagen zu Krieg und Konsumwelt lassen ehrliches Engagement erahnen, wirken aber mitunter in ihrer journalistischen Wortfülle banal. Dann wieder begegnet uns aus berechtigtem Zorn geborener Zynismus, dessen Schärfe durch Wiederholung abstumpft. Viel stärkere Wirkung entwickelt hingegen das Gedicht „Dämmerung“ durch ein Offen- und Weglassen, das auch anderen Gedichten gutgetan hätte: Das Notwendige in uns los wer-

den / ehe der Mond vom Himmel stürzt // Der Zorn der Götter ist unvermeidlich / bei aufrechtem Gang // Im Klappern der Störche liegt / ein harter Schwerterklang.

Introspektion ist eine Stärke des Autors: die Beobachtung der eigenen Wahrnehmung und deren Veränderung und Relativität, die Bewertung der Lebensträume mit dem Maßstab des Tatsächlichen, und – immer wieder – die unnachsichtige, unbeirrbar fortschreitende Zeit. Deren Ablauf macht Dragosits sinnlich spürbar in „Feiertag“: Den April aufholen. / Ihn rückwärts abrollen. / Seitenweise. / Wie ein geschältes Kalenderblatt. / Rückgespult. / Mit einem entscheidenden / Sprung. // Einem Gedanken. / Streifenweise. // Zusammenfügen. / Stück für Stück / den Mai. / Ihn abschütteln. / Fast schon / Sommer.

Alles in allem enthält „Der Himmel hat sich verspätet“ zwar wenig Pathos, aber eine übergroße Themenfülle, die das Finden der durchaus vorhandenen, lohnenswerten „Rosinen“ erschwert.

Wolfgang Ratz

## Heinrich Eggerth

### 80 PLUS

#### Prosa und Lyrik

Edition Roesner, Mödling, Maria Enzersdorf 2010, 99 Seiten

ISBN 978-3-902300-49-2

Ich möchte, dass jedem hierzulande zum Achtziger dieses Büchlein geschenkt wird. Was geschähe, wenn man diesem Wunsch entspräche? Durch den wunderbaren Zuspruch Heinrich Eggerths würde so manche Denksperre, Verblendung, Wehleidigkeit, Eigensucht, Verbitterung, Lachblockade, Aussichtslosigkeit gemildert, sogar behoben werden. Befreiende, ja beglückende Bestätigung bisher erst vorsprachlichen, unausgeführten Wissens, seelische Neugeburt sozusagen – das heißt Leben! – würde den so Beteiligten geschenkt. Mir fielen einige Behörden für dieses Buchankaufsbudget ein, das sehr gut angelegt wäre. Wer deren Entscheidung und seinen hohen Geburtstag nicht abwarten will, greife sofort für 17,90 Euro zu.

Was der heute 84-jährige hoch gebildete, blitzgescheite, viel geprüfte, weise lächelnde Besitzer einer feinen Feder hier als Zwischenernte einer langen poetischen Existenz unter dem Titel „80 plus“ vorlegt, sind 18 Prosastücke und 27 Gedichte samt einem Anhang „Kleine Autobiographie“ – also insgesamt genau 46 Texte – und diese sind Zeile für Zeile vorbildlich und maßgebend. Vorbildlich für jeden alt Gewordenen, maßgebend für jeden Schreibenden. Heinrich Eggerth ist ein Mozart der Wirklichkeitsauffassung und -wiedergabe: Abgründiges im Zartesten aufgehoben; kaum Wahr-

nehmbares zu leuchtender Gegebenheit geführt; Vollendetes in geklärter Form. Da spricht nicht nur der große alte Mann von Puchberg, sondern auch der gute Mensch, der seinen souveränen Existenzialismus zu bezeugen versteht. Bitter Ernstes, ja Tragisches, legt er mit einigen tangentialen Meistersätzen völlig frei – und birgt es zugleich in messerscharfer kühler Ergebenheit.

Aus den Prosatexten lässt sich nichts zitieren: Sie wirken mit ihrem Unterton, den ein Zitat nicht zeigen kann, betören mit einem silbrigen Nebenklang, der in wenigen einfachen Worten aufklingt und jeder Beobachtung ihr gültiges Universum verleiht. Er sagt, wie es ist; und das derart groß und licht, wie es sich nur dieser irdisch weitgereiste Abgekämpfte und in allen Seelenzustößen Erfahrene für sich und für uns erarbeitet haben kann. Danke für diesen tiefen Schluck Lebensmut, Leistungsbeweis, Daseinsliebe!

Hier einige den hier veröffentlichten Gedichten entnommene Gedanken Heinrich Eggerths, freie Zitate, die das Obige beweisen: „Einige Blätter schaukeln jetzt schon herunter ins Gras. Nicht ganz ohne Neid schaue ich ihnen zu. – ... die eine Wolke, ein kleiner Fleck, unverschämt rosa ... jetzt ist sie weg. Schade. Ich weine ihr nach. – Ich starre hungrig in den Untergang der Sonne. – Diese uralten Bäume, von Sturm, Blitz und Jahren verkrümmt, verkrüppelt, sind übersät mit Rosa und Weiß. Und schämen sich gar nicht, zu blühen. – Aufgewühlt werden, bis ins Innerste erschüttert, ohne sich von der Stelle zu rühren. – Eine gelbe Kanne poltert leer auf die steinernen Platten. Für mich wird es Zeit, die Fenster zu schließen. – Von Blödsinn überschwemmt steh ich da mit meiner hilflosen Schaufel und grabe nach Sinn. Wann werd ich unter dem Dreck die Wahrheit entdecken? Wo liegt die Güte begraben? – Wann werden denn ein paar Worte empor glucksen aus dem Sumpf des täglichen Lebens? – Meine Augen starren manchmal zum Himmel, als könnten sie das Blau durchschaun. – Zeit ist gewesen. Bunt wie ein Flohmarkt. Was ich jetzt brauche, ist nicht dabei. Das liegt in Gottes hoffentlich gütiger Hand. – Fichte im Garten. Die winkt ganz leicht mit den Ästen im Winde. Für mich ist das schon Bewegung genug. – Ich sitze da und halte deine Hand. Das reicht fürs Weiterleben. – Mitnehmen möcht ich dein lautloses Nicken. Ob man mit so viel Reichtum durchs Nadelöhr kommt? –

Ich weiß, du wirst manches Mal gern an mich denken. – Das war ein Sturm. Die Wanten jaulten, das Ufer stieg und sank. Doch mein Boot zog im Hafen nur leicht an den Leinen. – Ich bin mit dem zufrieden, was mir der Wind mitbringt. – Manchmal noch hör ich die Peitsche knallen und frage mich, gilt das überhaupt mir? – Schön war das, alt zu sein. Mein Gott, ich wollte das bleiben für immer. – Gott. Du Kinderlied mitten im Lärm der Geschäfte. Du einziger Weg durchs Gestrüpp. Du blauer Streifen am Horizont. – Du lieber Gott, ich bitte dich, sei! Sei wie du willst, sei wo du willst. Um Himmels willen: Sei!“

Das nach solchen Worten gebotene Amen setzt der schreibende Heinrich Eggerth nicht hin. Es bleibe einer zwingenden Antwort anheimgestellt.

Matthias Mander

## Heinz Gerstinger

### ALSO SPIELEN WIR THEATER

#### Eine dramaturgische Biographie

Faksimile Verlag Graz/Salzburg, Austria 2010, 251 Seiten

ISBN 978-3-9502040-1-8

Hier liegt ein Werk vor, das, wenn auch gewichtig und gebunden, doch zurückhaltend im Äußeren, erst im Inneren seine Monumentalität zeigt. Und so wie der Autor Heinz Gerstinger gleich zu Anfang feststellt, dass Theater und Leben für ihn nicht zu trennen sind, so ist es ähnlich bei der Begegnung mit diesem Buch:

Die Geschichte eines Lebens führt auf die Bühne der Geschichte einer ganzen Epoche und öffnet darüber hinaus die Perspektiven in zeitlich und räumlich entfernte Regionen.

Als Jahrgang 1919 richtet Heinz Gerstinger seinen biographischen Blick nicht nur auf seine frühen Jahre, und somit auf die Zwischenkriegszeit, sondern auf die späteren Jahrzehnte, die Zeit des Aufbruchs nach dem Ende des Krieges, in der er Dramaturg in Theatern des deutschsprachigen Raumes, besonders aber in Wien am Burgtheater und am Volkstheater war.

Sich hier rezensierend dem Theater als besondere kulturelle Erscheinungsform und einem langjährig damit verbundenen, außergewöhnlichen „Theatermenschen“ anzunähern, Details und Ganzes aufeinander zu beziehen und zu interpretieren, das alles kann nur Skizze und Andeutung bleiben.

Aus individueller und distanzierter Sicht werden kulturelle, gesellschaftliche und politische Zusammenhänge dargestellt. Unspektakulär, differenziert, mit größtmöglicher Objektivität und geradezu beiläufig wird in lebendigem Erzählstil Geschichtsanalyse geliefert. Und das geschieht ohne Ausblendung des human factors, der allzeit wirksamen *conditio humana*, aber auch ohne jeglichen Fanatismus.

Der vorliegende Band eröffnet einen Rückblick in die erst kontinuierliche und dann in Brüchen verlaufende Entwicklung des Theaters in Österreich und auch im übrigen deutschsprachigen Raum. Und selbst diese regionale Zuordnung ist weder ausreichend noch zutreffend, denn sich mit dem Theater auseinanderzusetzen, heißt die Durchlässigkeit jeglicher Grenzen erkennen. Allein die Entwicklung der Funktion des Dramaturgen zwingt zur Auseinandersetzung mit dem Theater an sich, was Theater kann, soll und will. Für wen ist es das Leben, für wen ein Spiel, für wen die Welt?

Heinz Gerstinger, der außer in Graz und Augsburg auch in Wien lange Dramaturg sowohl am Volkstheater als auch 1967 bis 1972 am Burgtheater war, sah sich am ehesten als das „künstlerische Gewissen des Theaters“. War ein Dramaturg früher in seiner Bedeutung nicht genau zu definieren und demnach in unterschiedlichem Einsatz, so

wandelte sich Jahrzehnte später die Bedeutung der Dramaturgie wie auch der Regie zu einem zwingenden Konzept.

Der Zugang zum Theater und die anhaltende Begeisterung dafür entstand bei Heinz Gerstinger zuerst aus starken Impulsen in seiner Kindheit und dann aus der Abkehr von seinem Geschichtsstudium. Durch die Schrecken des Krieges zu viel Geschichte selbst erlebt, wandte er sich seinem zweiten Studienfach, der Theaterwissenschaft zu. Er schrieb seine Dissertation über Richard Billinger, beschäftigte sich aber vorwiegend mit der Erforschung der eigentlichen Wurzeln des Theaters und so vermied er es, sich in manieristischen Formalismen zu ergehen und sich dadurch zu beschränken.

Heinz Gerstinger, der auch Lehrbeauftragter für Dramaturgie am Institut für Theaterwissenschaft an der Universität Wien war, bewerkstelligt es, eine komplexe Theatergeschichte des späteren 20. Jahrhunderts als Faszinosum und als einen Fundus – nicht nur – für die Fachwelt, darzustellen. Seine Sicht der politischen Machtmechanismen sowie deren Wirkung und spätere Deutung zeigen unerwartete Standpunkte. Systeme und Ismen werden relativiert und sie werden zu Impulsen für den Abbau von Voreingenommenheit.

Mit gleichbleibender Dynamik, die nie verwirrt, und mit Genauigkeit, die niemals langatmig wird, diagnostiziert er die Umbruchsphasen in den Details des Theateralltags, analog dazu in den großen Aufbruchsbewegungen und in den Irrwegen erstarrter Systeme, und das u. a. vor dem Hintergrund des Kalten Krieges.

Ein umfangreicher Abschnitt mit historischen Fotos und Szenenausschnitten sowie sparsam eingestreute amüsante Anekdoten runden ein Werk ab, das jegliche konzentrierte Beachtung verdient. Und selbst wer nur schmökern in den, trotz Rückblenden, chronologisch gut nachvollziehbaren Passagen blättert, erhält nicht nur Information, sondern erfährt Inspiration und vielfältige Bereicherung.

Das rezensierte Buch ist kürzlich in einer Neuauflage erschienen und um 18,- Euro pro Exemplar über den Österreichischen Schriftstellerverband zu beziehen.

Sidonia Binder

## Dietmar Grieser

### ES IST NIE ZU SPÄT

#### Ihr zweites Leben. Von Charlie Chaplin bis Karlheinz Böhm

Amalthea Signum Verlag, Wien 2010, 264 Seiten

ISBN 978-3-85002-718-2

Wer zum jüngsten Œuvre des fachkundigen Spurensuchers und Spurendeuters Dietmar Grieser greift, nimmt gewissermaßen in einem bequemen Ohrensessel Platz und lauscht, entspannt lesend, dem plaudernden Erzähler, der über Bekanntes und – weit öfter – Unbekanntes, Heiteres, Ernstes, aber stets Erstaunliches von Menschen berichtet, die – freiwillig oder unfreiwillig – im vorgerückten Alter ihrem Leben eine Wende gegeben haben oder noch immer geben. Dieses „zuhörende Lesen“ fällt umso leichter, als es der Autor bekanntlich vorzüglich versteht, zwischen berichtenswerten Einzelheiten und der Länge der Ausführungen jene Ausgewogenheit zu finden, welche die Leserschaft informiert ohne zu ermüden.

Es tauchen viele bekannte Namen aus Kultur, Politik und Sport auf, u. a. Charles Aznavour, Carlo Bergonzi, Theodor Körner, Elisabeth Flickenschild oder Ingrid Wendl, man erfährt Näheres aus dem Leben von G. B. Shaw, Daniel Defoe oder Ferdinand Köchel oder schmunzelt über eine greise ungarische Trickdiebin, einen zum Selfmadearchitekten mutierten französischen Landbriefträger oder eine britische Rentner-Rockband, die die Charts erstürmten. Mehrere der insgesamt dreißig Kapitel berichten von starken Frauen, die, teilweise aus einfachen Verhältnissen stammend, nach einem aufopfernden Familien- und/oder Berufsleben, mit Pinsel oder Feder zu künstlerischer Meisterschaft und Berühmtheit gelangen konnten.

Grieser erzählt dabei nicht von ‚Aussteigern‘, die, abgesichert durch finanzielle Unabhängigkeit, zu neuen Ufern ‚im eigenen See‘ aufbrechen, wohl aber von Prominenten und weniger Bekannten, die sich und ihr Vermögen für soziale Projekte einbringen.

Nostalgiker werden jenes Kapitel besonders schätzen, in dem vom weltberühmt gewordenen Lied „Lili Marleen“ die Rede ist, vor allem von seinem Pendant in England („We’ll meet again“) und dessen Interpretin, der damit noch als über 90-jährige ein Comeback in den Hitparaden gelang.

Die in Wien lebende Nachkriegsgeneration begegnet auch zwei vertrauten Persönlichkeiten, die lange Zeit gewissermaßen zum ‚Inventar‘ von Graben und Stephansplatz gehört haben: der vom Schicksal arg gebeutelten Saxophon spielenden Bettlerin bei der Pestsäule und dem herumwandernden und mit Passanten diskutierenden ‚Nachthemdler‘, genannt ‚Waluliso‘, dessen Anteil an der heute so selbstverständlichen Grün-Bewegung gar nicht so gering war.

Dass der Autor in der Einleitung augenzwinkernd sein fortgeschrittenes Alter verrät, lässt den dingenden Wunsch erwachen, Grieser möge im Gegensatz zu den Protagonisten dieses Werkes bitte nicht die Feder aus der Hand legen und sich anderem zuwenden. Vielmehr möge er sich an den Titel dieses Werkes halten. Denn es ist nie zu spät – ein weiteres Buch zu schreiben.

Michael Stradal

## **Karl Karpisek**

### **AUS FREIEM WILLEN UND MIT KLAREN SINNEN**

#### **Stefan Zweig und Joseph Roth – Anstreifungen Teil IV**

edition Musagetes, Wien 2009, 45 Seiten

ISBN 978-3-9502626-4-3

Ich weiß ziemlich genau, dass ich z. B. Stefan Zweigs „Schachnovelle“ wiederholt in die Hand genommen und immer wieder seine elegant-gepflegte Sprache und psychologisch punktgenaue Erfassung der Protagonisten genossen habe. Aber ich wusste nicht, dass man nach Jahrzehnten diesem (und ähnlichen Meisterwerken) immer noch neue Aspekte des Verständnisses abgewinnen kann, wie das hier Karl Karpisek – in der Folge seiner Abhandlungen zu Kleist, Dostojewskij, Döblin, Sartre, Camus, Pessoa, Eco, u. a. – schwungvoll angeht. Es ist offenbar nicht gleichgültig, ob Zeitgenossen eines Autors, über ihn Dissertierende, oder eben einer wie Karpisek, begabt mit der Weisheit der Jahre und demgemäß Sprachmächtigkeit, sich mit dichterischen Werken und Persönlichkeiten auseinandersetzt.

Er ist ein unermüdlicher Nach-Leser auf recht hintersinnigen Denk-Ebenen. Er liest, sichtet, forscht und bereitet Literatur auf für alle jene, die vermutlich zu rasch, zu flüchtig, zu wenig werk-genau lesen. So schmal seine „Anstreifungen“ geraten mögen – Nummer I bis IV liegen jetzt vor –, so tief lotet er die ihm wesentlichen Werke aus. Er scheut sich nicht, das Besondere eines Autors, seine Einzigartigkeit in dem und jenem Werk gegenüber sonstigen Umständen, die jenem Autor vielleicht nicht gerade zur Ehre gereichen, in großer Wahrhaftigkeit abzuwägen. Das geschieht oft in recht launiger Weise, hier gemildert durch die Drucklegung; dabei hat man immer auch im Ohr, wie es klingt, wenn Karpisek seine essayhaften Beurteilungen im lebendigen Vortrag zum Besten gibt.

Es wäre schön, die Reihe „Anstreifungen“ unter einem Buchdeckel zu wissen bzw. hochinteressant, welche Autoren und Werke er fortsetzungsweise aus dem Fundus

der Literatur hervorholen würde; seine scharfzüngige, realistisch-poetische Einschau in Leben und Werk „der Anderen“ kann durchaus mit Aussicht auf Erfolg eine Fortsetzung wünschenswert erscheinen lassen.

Diese feinsinnig-intime Art der Annäherung an literarische Kunstwerke und ihre Gestalter bzw. Gestalten verdient jedenfalls höchste Anerkennung.

Eva M. Kittelmann

## Gertraud Klemm

### MUTTER AUF PAPIER

#### Prosa

Arovell Verlag, Gosau, Salzburg, Wien 2010, 132 Seiten

ISBN 978-3-902547-18-7

Eine Adoptivmutter zieht Bilanz: Gertraud Klemm beschreibt in ihrem zweiten Buch „Mutter auf Papier“ den Verlauf einer außergewöhnlichen Familiengründung. Es ist auch ein sozialkritischer Beleg einer ungewöhnlichen Familienplanung.

Die Autorin, die mit ihrer Familie in Baden bei Wien lebt, hat in ihrem neuen Buch ihre Erfahrungen rund um die Adoption ihres Kindes literarisiert. Neben ihrer Tätigkeit als freie Autorin und Schreibpädagogin arbeitet Gertraud Klemm als Kolumnistin.

Die „Mutter auf Papier“ ist eine Frau, die nicht dazugehört. Das weiß sie schon, bevor festgestellt wird, dass sie unfruchtbar ist – eine Abweichung, die in ihrem sozialen Umfeld Interesse erregt. Anmerkungen werden geäußert, von Freunden bis zu professionellen Hilfen wie TCM und Ärzten.

Sie ist zunehmend verstört, muss eine Fehlgeburt erleben, die sie ins Abseits befördert. Sie erfährt eine menschliche Abwertung, ein Ohnmachtsszenario umgibt sie immer mehr. Als sie um eine Auslandsadoption ansucht, muss sie sich mit den Behörden auseinandersetzen. Doch das afrikanische Kind ist sehr rasch da und ebenso abrupt beginnt damit ihre Mutterschaft, die eine neuerliche Prüfung darstellt. Das Muttersein erlebt sie sehr bewusst und konkret. Die Unterschiede zu den „echten“ Müttern, die sie „Diemütter“ nennt, werden augenscheinlich: „Muttersprech saugt den Kopf aus. Morgens Hirnschwund. Ganz leicht trällert das Mamalied, jeden Tag. Dahinter stampft Echo Angst.“

Fazit: Eine außerordentliche literarische Idee, schonungslos aufbereitet, aber meiner Einschätzung nach manchmal zu sachlich, ein bisschen mehr Poesie hätte nicht geschadet. Dessen ungeachtet sehr empfehlenswert.

Rudolf Kraus

**Richard Kovacevic****DIE FRAGE IM RAUM UND ANDERE MERKWÜRDIGKEITEN****Mit Grafiken von Ilse Kovacevic**

Lynkeus Verlag, Wien 2010, 182 Seiten

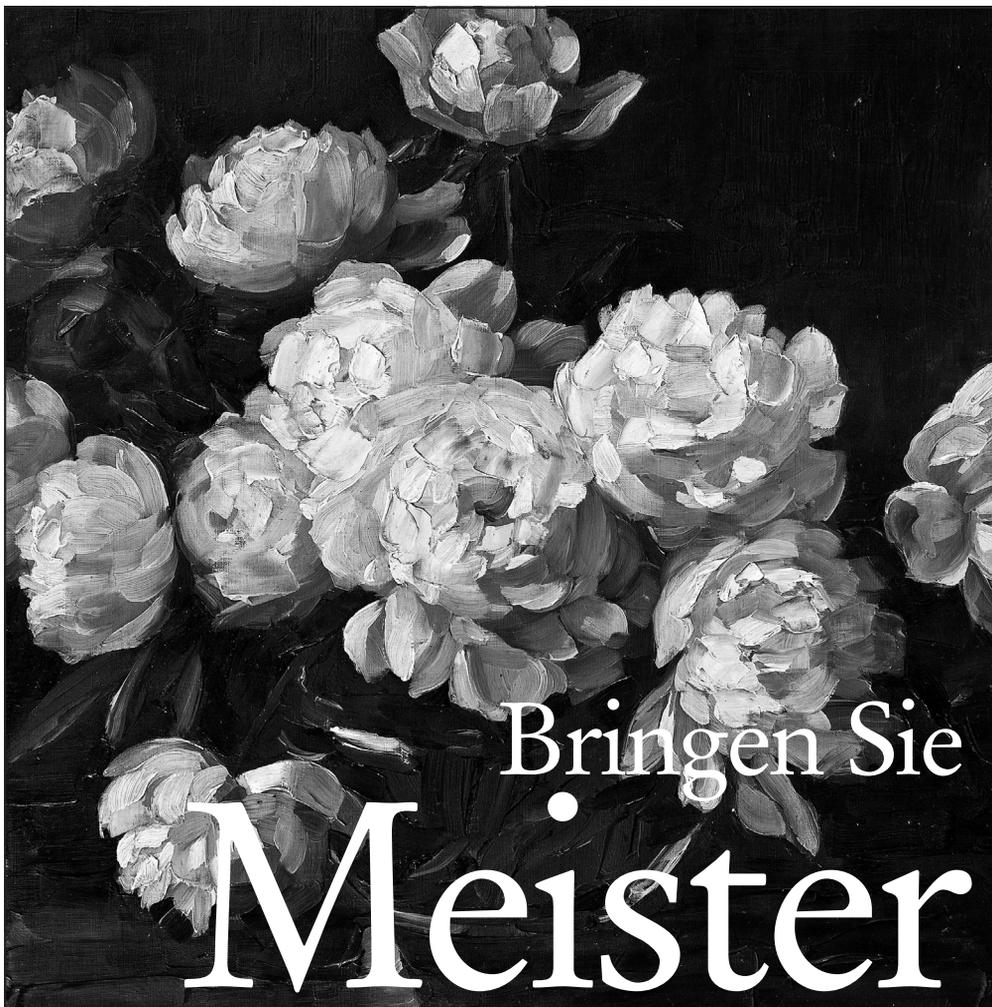
ISBN 978-3-900924-09-6

„Wer sich wichtig nimmt, macht sich lächerlich. Wer aber aufhört, sich wichtig zu nehmen, ist in seiner Existenz bedroht.“ Dieser gratwandernde Aphorismus ist bezeichnend für seinen scharfsichtigen Urheber, den 2005 verstorbenen Autor Richard Kovacevic. „Unter den Stillen der schreibenden Zunft war er einer der Stillsten“, erinnert sich Emmerich Kolovic, Weggefährte und Herausgeber des Bandes, im Nachwort. Und doch war Kovacevic – als Erzieher in einem Heim für schwererziehbare, sozial geschädigte Kinder tätig, dann als Sportlehrer, Journalist und Bibliothekar – eine bemerkenswerte Persönlichkeit. Vor allem aber war er offenbar ein gewiefter Beobachter, sei es in den Parks, im Prater, beim Heurigen – immer bewies er ein ausgezeichnetes Sensorium für typische Eigenarten seiner Mitmenschen.

Davon legt auch dieses Buch Zeugnis ab, das von unbedeutenden Personen, ungewöhnlichen Begebenheiten und „unreflektierten Kritiken“ handelt. Verstreute Aufsätze und kleine Essays, scheinbar Beiläufiges und skurrile Begebenheiten hat Kolovic zu einem stimmigen Ganzen versammelt und dem zu Lebzeiten oft unterschätzten Freund posthume Reverenz erwiesen. Kovacevic erweist sich als Meister der literarischen Miniatur, der mit wenigen Strichen wesentliche Züge eines Menschen oder einer Situation zeichnet. So entsteht ein ebenso wahnwitziges wie vertraut erscheinendes austriakisches Panoptikum, in dem sich kunstbeflissene Lehrerstöchter, dirigierende Fleischhauer, ertaubte Pianisten, anstrengende Großmütter, gequälte Zöglinge und sinnlose Selbstmörder tummeln, wo die Magie der Träume regiert und kafkaeske Plots aus dem grauen Alltag wachsen, Beethovens Verdauungsbeschwerden ebenso Platz finden wie ein Plädoyer für Ferdinand Raimund oder ein Nachruf auf das Wiener Feuilleton.

Fragen gehören nicht in den Raum gestellt, sondern beantwortet, die Zeit nicht vertrieben, sondern gelebt: Kovacevic ist auch ein Moralist, aber ohne zeigefingernde Betulichkeit. Ein entdeckens- und lesenswertes Buch somit, unterhaltsam auf hohem Niveau, sprachlich nuanciert und von feiner Ironie getragen. Einziger Wermutstropfen: Ein besseres Lektorat hätte vor allem die zahllosen Beistrichfehler ausgeremert.

Ewald Baringer



# Bringen Sie Meister

Alexander Koester  
*Päonien in Vase (Detail)*  
verkauft um € 27.500

Wir übernehmen Alte Meister, Gemälde des 19. Jahrhunderts und der Klassischen Moderne, zeitgenössische Kunst, Antiquitäten und Jugendstilobjekte. Kostenlose Schätzung & Beratung. Information & Terminvereinbarung: T. +43 1 532 42 00, [office@imkinsky.com](mailto:office@imkinsky.com)



# im Kinsky

*Kunst Auktionen GmbH*, A-1010 Wien, Palais Kinsky, Freyung 4  
T+43 1 532 42 00, F+43 1 532 42 009, [office@imkinsky.com](mailto:office@imkinsky.com), [www.imkinsky.com](http://www.imkinsky.com)

## Ingeborg Kraschl

### RÜCKKEHR Erzählungen

Arovell Verlag, Gosau, Salzburg, Wien 2010, 117 Seiten  
ISBN 978-3-902547-11-8

Wie ein roter Faden zieht sich ein Thema durch mehrere Texte dieses Bandes: Die nicht mehr ganz junge Ehefrau, deren Kinder sie nicht mehr brauchen und deren Ehemann sich längst so weit von ihr entfernt hat, dass es nur mehr eine Frage der Gelegenheit ist, bis alle so sicher scheinenden Beziehungsgebäude auseinanderbrechen.

An diesem Punkt hakt Ingeborg Kraschl ein. Vor allem in der mit Abstand längsten Erzählung „Die Rückkehr“ geht es um die Versuche einer solchen Frau, sich wieder ein eigenes Leben aufzubauen. Ein wenig fantastisch geht es dabei zu, manchmal auch allzu plakativ, doch es beginnt immerhin vielversprechend. Leider gleitet die Erzählung in eine eher enttäuschende Richtung ab.

Der behandelnde Psychiater, in den sich die Frau verlieben muss, ist ausgerechnet ein charismatischer Schwede namens Ingo Lundström, die schöne, junge und unkomplizierte Geliebte des Ehemannes heißt auch noch Gloria – und das zusammen mit zahlreichen sprachlich wenig geglückten Passagen („Seine strahlende Persönlichkeit hatte sich in ihren Kopf gesetzt und leuchtete wie ein Licht in der Dunkelheit.“ S. 40, „Innerlich noch geblendet von Ingos Augen ...“ S. 41, „... ewig währte die Nacht und doch viel zu kurz.“ S.44) bringt die Geschichte gleich an mehreren Stellen ziemlich nahe an den Abgrund.

Auch wenn sich in der Erzählung „Die Frau am Fenster“ eine Ärztin in den Chefarzt verliebt, im Nachtdienst passiert, was passieren muss, der betrogene Ehemann mit dem Auto verunglückt („Ob es wirklich ein Unfall war, ich weiß es nicht.“ S. 99), dann übertönen solche Passagen leider die wesentlich feineren und gelungeneren der kurz gehaltenen Texte „Regen“ oder „Endstation“, in denen die Emotionen von Frauen in Beziehungskrisen ohne Übertreibungen, aber dafür weitaus gediegener und literarisch interessanter beschrieben werden.

Judith Gruber-Rizy

## Rudolf Kraus

### WORTE KENNEN KEIN GEFÜHL

#### Prosa & Sprachminiaturen

Arovell Verlag, Gosau, Salzburg, Wien 2010, 152 Seiten

ISBN 978-3-902547-02-6

Der 1961 in Wiener Neustadt geborene und im niederösterreichischen Bad Fischau-Brunn aufgewachsene Autor Rudolf Kraus, der laut Selbstaussage eine starke Affinität zum Piestingtal, dem Tal der Großeltern, besitzt, legt mit diesem Band nach 8 Lyrikbüchern, 2 Prosabüchern und 2 Büchern mit Literaturkritik und Fachliteratur eine Auslese aus dem literarischen Schaffen vor, deren Einzelteile aus den 25 Jahren von 1984 bis 2009 stammen und größtenteils überarbeitet bzw. um neue Texte ergänzt wurden.

Das Buch setzt ein mit Kopfnachrichten, Meditationen und Befindlichkeitsskizzen, von Hitze, die Gedanken lähmt, über den Spiegel als Lebensbegleiter, Frontalzusammenstöße im realen und übertragenen Sinn, das Neue am Anfang, Tagebucheintragungen, Traumsequenzen, über Trennung als Konsolidierung oder Neuorientierung, über Umbruchszeiten, über Bibliotheken als Bestrahlungen aller Sies und Ichs, über den Zauber der Tomaten, über die Sinnlosigkeits- und Traurigkeitserlebnisse des Militärdienstes, über Hamburger Impressionen bis zur spontanen Riccardo-Paola-Begegnung in Bozen.

Es folgt ein gemütlich als Menü-Zelebration getarnter Raubmord-Krimi, der zum Zentralstück des Bandes, einer siebenteiligen Kindheits- und Jugend-Autobiographie von der Geburt über Kindergarten, die Absolvierung verschiedener Aufbaustufen der Schule, den Moped-Erwerb, die Zeitspanne der Häufung von Partybesuchen bis zum vollendeten Beweis der Geschlechtsreife überleitet; dieses Prosastück ist nach dem Heimatort „Viesing“ benannt und schonungslos, selbstironisch, sprachsouverän gestaltet und führt beim Leser geradezu zwangsläufig zu einem wohlthuenden Wiedererkennen eigener Erfahrungen, zu suggestiven „Ahas“ und „So war es“.

Den größten Umfang nehmen die als Sprachminiaturen bezeichneten kürzeren Gedichte ein, die grundsätzlich – zumeist originell – betitelt sind, deren etwa letztes Drittel als drei Halbwahrheiten und 23 Wahrheiten offeriert werden. Auch darin erweist sich Rudolf Kraus als Virtuose des Sarkasmus, der verbalen Leichtfüßigkeit mit überraschendem Hintersinn, der nicht erwarteten Textwendungen, dessen, was man nicht als plakative No-na-Poesie auf den Kräuselwellen des Kitsches denunzieren kann.

Als nach dem Zufallsprinzip herausgegriffenes Fallbeispiel sei die zum Buchtitel affine Wahrheit (II) zitiert: „rudi wollte dichter sein / schrieb sich bilder von der seele / zwängte sie in ein zeilengerüst / war stets kryptisch / dennoch klar / hing zu sehr am faden / doch die worte sind mal so / kennen kein gefühl.“ Also zum Glück keine songcontest-siegesverdächtigen Merci-mon-cherie-Verserln.

Den Abschluss prägen die Prosa-Erinnerung an die Schwerstarbeit des Großvaters als Pecher sowie eine Gedichtreminiszenz an die kargen, grauen, entbehrungsreichen Kriegs- und Nachkriegsjahre der Großmutter, die letztlich abgelöst wurden durch eine Phase, welche die Großmutter als eine beharrliche Akrobatin der Lebensfreude gezeigt hat. Ein empfehlenswerter und thematisch universeller Rudolf-Kraus-Reader.

Alfred Warnes

## **Erika Kronabitter**

### **EINEN HERZSCHLAG NUR BIST DU ENTFERNT**

Edition Art Science

Wien, St. Wolfgang 2010, 122 Seiten

ISBN 978-3-902157-74-4

Wie sehr ist eine vorwiegend gefühlsbezogene Lyrik in dieser unserer Zeit noch nachvollziehbar, in der anscheinend nur mehr harte Fakten ihre Berechtigung haben und sich Phantasien hauptsächlich in einer virtuellen Computerwelt abspielen? Diese Frage stellt sich, wenn man in dem Gedichtband „einen herzschlag nur bist du entfernt“ von Erika Kronabitter zu lesen beginnt, der vor Kurzem in der literarischen Reihe der Edition Art Science erschienen ist.

Wie schon aus dem Titel des kleinen, sehr gediegen gestalteten Buches ablesbar ist, wird in den darin enthaltenen Gedichten immer wieder mit einem Du kommuniziert, das nur selten eindeutig definiert wird, das aber der Autorin offensichtlich immer sehr nahe steht. Deutlich ist hingegen die Gestalt der verstorbenen Mutter gezeichnet, die für den Leser mit biographischen Zügen versehen wurde und dabei zum dominierenden Thema in dieser Lyrik wird. Ihr ist ein ganzer Zyklus „Requiem für eine Mutter“ gewidmet, der aus 9 Gedichten besteht. Bewegende Gefühle kommen da zum Ausdruck, ohne auch nur einmal in die Nähe von Banalität oder gar Kitsch zu gelangen. Die Bilder sind klar gezeichnet, ja geradezu spartanisch angelegt, aber geprägt von echter Gefühlswelt und hoher Sprachkultur.

„garten leer / vor dem haus nicht mehr / im ganzen garten nicht mehr / auf der straße nicht mehr / beim bäcker nicht mehr / auf dem marktplatz nicht mehr“, so beginnt das „Requiem“ und hält diese Form den gesamten Zyklus über durch. Fast gebetsartig werden Stationen im Leben der verstorbenen Mutter beschworen, die Erinnerung an sie wird so zur lebendigen Gegenwart.

Später heißt es dann „kein mehr / kein kommen mehr / kein gehen mehr / keine küsse mehr“ und zeigt überzeugend, mit wie wenigen Worten Lyrik auskommen kann. Die letzten Zeilen lauten „die brille / nicht deine brille / und überall du“. Ein Gegenstand aus dem ganz persönlichen Bereich der Mutter beschließt das Gedenken.

Aber auch des Vaters wird in einem längeren Gedicht gedacht, das den Titel „Abschied, Vater“ trägt. Skizzen eines offensichtlich beschwerlichen Lebens werden in Zeilen wie „dein lebensweg war voll mit steinen“ oder „alles was wir geben konnten / war dich zu trösten“ gezeichnet. Abschließend wird eine Trennung angedeutet: „du wolltest gehen und sahst kurz auf die uhr – / drei jahre schon / einen herzschatz nur bist du nun / entfernt / von uns“.

Viele der Gedichte tragen Widmungen an Personen, die der Autorin augenscheinlich sehr nahe stehen oder standen. Sie sind alle reichlich mit Gedanken und Gefühlen behaftet, aber nie damit überfrachtet. Die Weltsicht ist eine pessimistische, aber keine verzweifelte. Der Rettungsanker ist immer das Du.

Lyrik ist in erster Linie durch die Sprache bestimmt und die ist bei Erika Kronabitter modern, ohne sich irgendwelchen zeitgeistigen Strömungen anzubiedern. Subtil werden die Worte gesetzt, die nur scheinbar schlicht gestaltet sind, bei näherem Hinsehen aber ein reiches Spektrum an Erfahrung vermitteln. Und so entstanden Gedichte, die man immer wieder lesen und dabei Neues entdecken kann. Bleibt noch die Eingangsfrage zu beantworten, die da hieß, kann vorwiegend gefühlsbetonte Lyrik heute noch geschrieben werden? Ja, man kann, wenn man es kann, wie das bei Erika Kronabitter der Fall ist.

Gregor M. Lepka

## Hilde Langthaler

### P-ATTACKE

#### Kurzgeschichten

Edition Roesner, Mödling 2010, 102 Seiten

ISBN 978-3-902300-47-8

Hilde Langthalers letzte Publikation „wer in aller welt weiß“ fokussierte Alltagsbegebenheiten, wie mit einem Blitzlicht beleuchtete Augenblicke, die Misshelligkeiten des Lebens sichtbar machen, schmerzhaft und komisch zugleich. Ihr neues Buch versammelt unterschiedliche Prosa. Einige Geschichten knüpfen an den ironischen Stil der „ungereimtheiten“ an – so der Untertitel des oben angeführten Werks. Etwa „traumurlaub“, die Urlaubsiebe der Touristin zum einheimischen Beachboy zwischen Palmen und unsichtbarem Elend des Drittweltlandes. Oder „oper“, in der eine aus ihrer Alltagshaut Gefahrenere sich in einer teuren Opernloge findet und plötzlich erlebt, was es heißt, eine andere zu sein.

Auch die Titelseite ist im Alltagsmilieu angesiedelt, jedoch schlägt hier die Autorin einen neuen Ton an. Sie beschreibt ihre Protagonistin vom Beginn des Tages an, vor dem sie sich schon beim Erwachen zu fürchten beginnt. Die grauen Linien des Lichts erschrecken sie und stimmen den Leser auf eine ausweglose Situation ein. Wenn der Tag nur schon vorüber wäre. Vom Aufstehen an. Vor den Menschenmassen. Vor

dem Einzelnen. Der Hörsaal, die Stimme des Vortragenden. Mitschreiben, zum Verstehen reicht die Zeit nicht aus. Angst. Selbst der eine, der ihr den Weg zwischen den anderen bahnt, der anders ist, sein Kopf besonders geformt. Auch vor ihm möchte sie sich verstecken. Sie geht die Verabredung mit ihm ein, sie wagt kein Nein. Die Panik schließt alles ein, selbst eine Begegnung, die glücklich machen könnte.

In der Mitte des Buches steht der Text „crescendo“, wie ein Loch, in das man beim Lesen unvermutet hineinstürzt. Ist es ein Traum? Oder die Beschreibung einer Analyse, einer Familientherapie? In knappen Bildern, harten Schnitten erzählt die Autorin einen Film, der während einer U-Bahnfahrt beginnt und tief in ihre Vergangenheit führt. Das Bild des Großvaters, das näherkommt, aber unerreichbar bleibt, erzeugt eine suggestive Wirkung, auch für den Lesenden.

„non per scholam“ zeigt eine andere Facette ihrer schriftstellerischen Arbeit. Hilde Langthaler ist auch Dramatikerin und hat eine Reihe erfolgreich aufgeführter Stücke in ihrer Vita. Der Dialog führt an den Kriegsschauplatz Schule. So heiter, spöttisch und psychologisch gescheit, dass man gar keine Bühne braucht, um diese Inszenierung lebendig werden zu lassen.

Im letzten Text erzählt die Autorin ein Stückchen ihrer eigenen Familiengeschichte: „schinkenfleckerln“ ist eine liebenswürdige Hommage an die kleine böhmische Großmutter. Auch das handgeschriebene Rezept fehlt nicht und das Buch schließt mit Fritz Spielmanns bekanntem Chanson aus der Zwischenkriegszeit, das im Radio gesendet wird und so die Erinnerung Langthalers wachruft: „Warum spielt bei den Schinkenfleckerln/ alleweil das Fleisch Versteckerln? / Oder bin ich blind, / daß ich nie den Schinken find’?“

Man werde das Buch nicht aus der Hand legen können, verspricht der Covertext. Im Gegenteil, jede dieser Miniaturen soll man für sich stehen und einzeln auf sich wirken lassen.

Susanne Ayoub

## **Gregor M. Lepka**

### **AUS DEM FENSTER DER BLICK**

#### **Gedichte**

Resistenz Verlag, Linz, Wien 2009, 91 Seiten

ISBN 978-3-85285-182-2

Als er 1989 seinen ersten Gedichtband veröffentlichte, war Gregor M. Lepka kein junger Autor mehr, ebenso wenig aber ein Debütant im eigentlichen Sinne des Wortes, schließlich hatte er bereits dreißig Jahre zuvor mit lyrischen Arbeiten Aufnahme in die „Stillere Heimat“, das literarische Jahrbuch der Stadt Linz, gefunden. Damit war im-

merhin ein erster Schritt getan und ein Anfang gesetzt, und es dauerte nicht lange, bis sich ihm auch andere Publikationsmöglichkeiten und andere Plattformen erschlossen. Die äußerst verdienstvolle Wiener Literaturzeitschrift „Neue Wege“ etwa widmete dem oberösterreichischen Autor in ihrer Märznummer 1963 gleich mehrere Seiten, auf denen sie ihn ihren Leserinnen und Lesern als hoffnungsvolles und viel versprechendes Nachwuchstalente präsentierte, mit Gedichten wie „Tropische Tage“, mit Proben aus seinem damaligen Prosaschaffen und mit der folgenden Selbstauskunft:

„Ich wurde am 7. August 1936 in Salzburg geboren, wo ich meine Kindheit verbrachte, bis ich nach dem vierzehnten Lebensjahr mit meinen Eltern nach Wels übersiedelte. Ich besuchte das Realgymnasium bis zur 7. Klasse, arbeitete nach Abbruch des Studiums in einem Lohnbüro der Österreichischen Bundesbahnen. Im Herbst 1956 wanderte ich nach Neuseeland aus, wo ich nahezu fünf Jahre verbrachte, meinen Lebensunterhalt in verschiedenen Brotberufen verdiente, wobei ich Gelegenheit hatte, Land und Leute gut kennenzulernen. Auf meiner Rückreise verbrachte ich zwei Monate auf den Fidschi-Inseln, wo ich mit den Eingeborenen und Indern lebte und Gelegenheit hatte, in einer indischen Secondary School einen Vortrag über das ‚Leben in Österreich‘ zu halten.

Anschließend besuchte ich kurz Tahiti, Lima, Panama und Miami, verbrachte vierzehn Tage in New York und vier Wochen in London. Derzeit lebe ich als Angestellter hier in Wels.“

Lepkas Lehr- und Wanderjahre hatten damit ein Ende gefunden; er war sesshaft geworden und heiratete wenig später die Schriftstellerin Waltraud Seidlhofer, mit der er bis zum heutigen Tag in glückhafter Symbiose zusammenlebt. Die Literatur ist – wie könnte es auch anders sein? – das tragende und bestimmende Element ihres gemeinsamen Alltags, nicht jedoch sein alleiniger Inhalt; daneben war und ist immer noch und immer wieder Platz und Spielraum für anderes. Ein Gespräch mit Gregor Lepka verkümmert daher niemals zur bloßen Fachsimpelei über Fragen des Handwerks, der Zunft und des Literaturbetriebs, sondern gestaltet sich in aller Regel als ein Streifzug vom Hundertsten ins Tausendste und wieder retour. Das Spektrum seiner Interessen ist denkbar breit, und der Fundus seiner Erfahrungen und Erlebnisse schier unerschöpflich, an Gesprächsstoff mangelt es also zu keiner Tages- und Nachtzeit. Seinem Naturell nach gesellig und extrovertiert, liebt er es, mit anderen zusammenzukommen, Kontakte zu pflegen und an den Wegen und Irrwegen anderer Anteil zu nehmen. Die tägliche Lektüre ist ihm ein Lebenselixier; mindestens so sehr aber braucht er den Gedankenaustausch und die Auseinandersetzung mit Gleichaltrigen und mit Jüngeren, mit Gleichgesinnten und Andersdenkenden, mit Friedliebenden und mit Streithanseln aller Fassung.

„In Gesprächen gelingt es manchmal / hinter die Wand zu blicken, / die die Wahrheit verbirgt. / Das ganze Palaver hat sich dann / ausgezahlt, scheint es, / die Sprache hat noch nicht ausgedient / in dieser unseligen Zeit.“

Diese Verse, in Sprache gegossene tausendfach erlebte Realität, finden sich in Lepkas jüngstem Band, der im vergangenen Herbst unter dem bezeichnenden Titel „Aus dem Fenster der Blick“ erschienen ist. Die Gedichte dieser Sammlung zeigen ihn, wie mir scheint, auf der Höhe seiner unscheinbaren, unauffälligen und deshalb nicht hoch genug einzuschätzenden Kunst. Durchwegs von epigrammatischer Kürze und schnörkelloser Schlichtheit, sind sie weit entfernt von allem Metapherngestöber, kargen mit Bildern und Klängen, geizen dafür aber nicht mit nüchternen Einsichten und präzisen Beobachtungen. Es sind Denkbilder, wie sie einem der eigene Alltag zuträgt, Reflexionen eines Menschen, der sich keine Illusionen mehr macht über den Lauf der Welt, über die Epoche, in die er gestellt ist, und der seiner Enttäuschungen Herr wird mithilfe eines ebenso nüchternen wie heiteren Pessimismus.

Seine Verse sind ein rhythmisches Parlando, leicht zu lesen und ebenso leicht zu rezitieren, und doch zugleich ungemein sperrig und spröde. Sie kommen dem Leser keinen Schritt weit entgegen und legen es nicht darauf an, zu gefallen. Sie sind samt und sonders Zeugnisse eines distanziereten Blicks, lyrische Stenogramme eines Zeitgenossen, der die Welt immer noch und trotz aller Scheußlichkeiten, die sich tagtäglich in ihr ereignen, bejaht, und zwar dort bejaht, wo sie noch nicht zur Schlagzeile erstarrt ist, sondern sich immer noch von Neuem entdecken und mit allen Sinnen aufnehmen lässt. Nicht überwältigende Eindrücke, auf Reisen gesammelt oder zu Hause, und nicht großmächtige Visionen sind es, denen dieses Ich sich vorbehaltlos hingibt, sondern „die kleinen Zeichen, absichtslos / verstreut über den Tag, / beliebig angepaßt und froh, / bedeutungslos zu sein / und doch ein bißchen Glück.“

Lepka jagt in seinen Gedichten nicht einem wie immer gearteten Sinn hinterher, er ist nicht Herold eines bestimmten literarischen oder philosophischen Programms, seine lyrische Praxis folgt keinen Gesetzen außer denen seiner Wahrnehmung, seines Denkens und seiner Assoziationen. Im mündlichen Gespräch oft von epischer Breite, ist er in seiner Lyrik stets kurz angebunden und gestattet sich keinerlei Umschweife. Andeutung ist ihm hier alles, und anstatt breit auszumalen gibt er Erinnerungs- und Gegenwartsskizzen, zieht keine Linien und Schleifen, sondern kommt schon nach wenigen Worten zum Punkt, hinter dem nichts mehr ist als das Schweigen.

Manche seiner Gedichte ergeben ein in sich geschlossenes Bild, die meisten von ihnen vermitteln lediglich eine bestimmte Farbe, eine Nuance, eine Schattierung, den Schatten oder die Spur einer Geschichte. Sie sind unverdünnbare Sprachkonzentrate, in hohem Maße offen und hermetisch abgeriegelt und bisweilen auch auf krasse Weise pointiert, wie etwa das folgende, das ich hier abschließend zitieren möchte:

„Als der Schnee ausblieb im Winter / und alle von der Klimaerwärmung / zu sprechen begannen, setzte er sich / oft nächtelang in den Garten / vor seinem Haus, bis es ihm schließlich / doch noch gelang zu erfrieren.“

Christian Teissl

**Martin Lödl****FATALES DESIGN****Sachbuch Evolutionsphilosophie**

Verlag Merzinger-Pleban, Pressbaum 2009, 683 Seiten

ISBN 978-3-9501010-8-9

Gleich zu Beginn des vorliegenden Buches räumt der Biologe und Romancier Martin Lödl mit unserer verklärenden Sicht der Natur auf. Mit Akribie und aus der Fülle seines biologischen Wissens schöpfend klärt er uns am Beispiel einer Blumenwiese auf, dass dieses für uns so reizvolle Stück Natur ein grausames Schlachtfeld darstellt, wo jedes kleine Lebewesen dem anderen nur aus der Sicht einer möglichen Beute begegnet. Letztlich eine Folge dessen, dass die Evolution neben dem Energiegewinn durch Fotosynthese noch die Ernährungsform durch Aufnahme organischer Substanz geschaffen hat. Der für den Uneingeweihten durchaus positiv besetzte Begriff der *Symbiose* wird vom Autor als das Zusammenspiel zweier Egoisten entlarvt: „Es geht um den persönlichen egoistischen Vorteil“ – auch hier also nur ein idealisierender, menschgeborener Blickwinkel!

Die Diskussion verlagert sich in der Folge (ganz folgerichtig) auf die Auseinandersetzung zwischen *Darwinismus* und den *Kreationisten*, die eine „kooperative“ und intentional kreative Natur zu erkennen glauben und aus der staunenswerten Komplexität des Lebens dessen Selbstetablierung ausschließen.

Beginnend mit der *präbiologischen Evolution* (der Synthese *selbstreproduktionsfähiger* biopolymerer *Moleküle* wie der – archaischeren – Ribonucleinsäure, der Desoxyribonucleinsäure und – im beschränkten Ausmaß – der Proteine), führt der philosophisch gefärbte Exkurs zunächst zu den *Mikrosphären* (zellähnliche Aggregate aus Proteinen), die eine erste Abgrenzung zur Umgebung erkennen lassen und bereits in der Lage sind, Kohlenhydrate enzymatisch abzubauen – und somit bereits einen Stoffwechsel aufweisen! Die durch das universale Prinzip der *Rückkoppelung* gesteuerte Entwicklung solcher Systeme (wie den eben zitierten Mikrosphären) ist im Prinzip wohl zufallsabhängig; das Grundphänomen der *Selbstorganisation* jedoch ein *standardisierter* Prozess: Seine tatsächlichen Ausformungsergebnisse sind aber, nach der Chaostheorie, eine individuelle historische Entwicklung: Leben *musste* demnach entstehen, das WIE nur war zufallsabhängig. – Nur ein scheinbarer Sprung ist es zum Kapitel „Muss Schmerz wirklich sein?“, in welchem der Autor das *leidverursachende Prinzip* der Evolution hinterfragt und folgert, dass eine *geplante* Evolution nur „als obszön bezeichnet werden kann“.

Auch der Mensch selbst ist aus des Verfassers Sicht ein schlecht geplanter Organismus (man denke z. B. an die Enge des Geburtskanals, die mäßig gelungene Anpassung

des Rückgrats an den aufrechten Gang). Auch der *Schmerz* wäre zu zitieren, dessen Intensität in vielen Fällen über die notwendige Alarmierung hinauschießt.

Nach diesen naturwissenschaftlich orientierten Betrachtungen wendet sich Martin Lödl in den folgenden Kapiteln der *Psychologie* des Menschen zu. Er durchleuchtet die Begriffe *Trieb*, *Lust*, *Sinngebung* und zeigt (Viktor Frankl zitierend), dass Lust der wichtigste Verbündete des Sinnstrebens ist. Die Vorfreude (auf eine zu bewältigende Aufgabe etwa) ist in die Gegenwart projizierte Sinngebung! Mit der Erörterung des *Ich-Bewusstseins* kehrt Lödl zur Evolution zurück, indem er postuliert, dass Bewusstsein ein „Denken in virtuellen Welten bedeutet“, ein „Eintauchen in geträumte Welten“ – eine brillante Erklärung für den Siegeszug all dessen, was uns hilft, virtuelle Welten zu erfahren und aufzubauen. Unser ganzer Stolz, das menschliche Bewusstsein, jedoch ist „kein Urknall des Geistigen“, der exklusiv beim homo sapiens stattgefunden haben soll. Lödl hält ein „Bewusstwerden in Graden“ bei unterschiedlichen Tiergruppen für wahrscheinlich und unterfüttert diese Theorie mit interessanten Beispielen nicht nur aus der Welt der Primaten. – Eine Erscheinungsform unseres Bewusstseins ist (so Lödl) der *freie Wille* – und er gewinnt dort besondere Bedeutung, wo dies der Lebensstandard und ein hohes Maß an „Freiheitsgraden“ zulassen – vielleicht *mit* ein Stimulans zum menschlichen Trieb nach Macht und materiellem Reichtum. – Die philosophische Interpretation des Leids als positive Triebkraft sieht der Autor als anthropozentrische Verklärung („Was für den Löwen gut ist, ist für das Gnu böse und umgekehrt“). „Das Gute kam auf sehr schmalen Pfad daher“ – in der Brutpflege, in der Solidarität mit den engsten Gruppenmitgliedern, und erst mit einem differenzierter werdenden Bewusstsein dehnt sich die Empathie aus, und erst durch Einbeziehung von Wissen und Vernunft „lichtete sich der Nebel“. – Vom Bösen und vom Leid in der Welt führt das „*Fatale Design*“ zum Dilemma zwischen *Naturwissenschaft und Glauben*, Natur und Allmacht – ein Problem, das der Autor in gleicher Weise kenntnisreich durch Zitate und viele eigene Ideen aufarbeitet. Eine dieser seiner eleganten wie gehaltvollen Formulierungen sei hier zitiert: „Die Ewigkeit, die wir für uns selbst mit Hochdruck bauen und konstruieren sollten, weil uns niemand sonst dabei helfen wird, wird immer noch als verspätetes Weihnachtsgeschenk erhofft. Es ist bedauerlich, es sagen zu müssen, aber aus der Kenntnis der Naturabläufe auf einen gütigen Gott zu schließen, ist grenzenloser Optimismus“. – Im nachfolgenden Kapitel „Ein Ausflug zu den Philosophen“ lässt Lödl Denker zu Gott und der Welt, zu Tod und Leben Stellung nehmen. Faszinierend etwa Epikurs Aushebelung der Todesangst: „Da der Tod durch das ‚Nichts‘ charakterisiert ist, folgt zwangsläufig, dass man sich vor einem ‚Nichts‘ auch *nicht* fürchten müsse“.

„*Quo vadis homo?*“ – so das vorletzte Kapitel des „*Fatalen Designs*“. In ihm erweist sich Lödl als Gegner der Dysgenik, die besagt, dass eine biologische Art im Laufe ihrer Geschichte Gefahr läuft, ihr genetisches Potenzial abzuschwächen. Der Autor verneint die Ansicht, dass dysgenische Prozesse zu einer Verschlechterung der Intelligenz west-

licher Industrienationen führen würden und hält u. a. dagegen, dass durch die Fähigkeit zu besserer Informationsverarbeitung und -interpretation die geistige Aktivität eher zunehme werde ...

Der alte Traum von *Unsterblichkeit*, oder zumindest von *Lebensverlängerung*, wird aufgegriffen, der etwa durch das Enzym *Telomerase* erfüllt werden könnte, das durch die Reparatur defekter Chromosomenabschnitte lebensverlängernd wirken könnte. Der Weg führt schließlich zu Moravec' Hypothese, dass es mittelfristig möglich sein sollte, den menschlichen Geist in entsprechend leistungsfähigen Computern als Speicherkopie zu erhalten. Die Bewusstseinskopie gewissermaßen als Surrogat der unsterblichen Seele! – eine Utopie wohl, deren Realisierung durch die neuen Erkenntnisse der Hirnforschung über unseren Gedächtnisapparat und dessen komplexe Strukturierung nicht gerade wahrscheinlich erscheint. Blieb noch – so scheint es – die Klonierung als Ausweg?! Auch hier muss eine Absage erteilt werden, da ja ein Klon ein eigenständiges Wesen mit individueller Geschichte ist! – Zeit, um die *Memtheorie* ins Treffen zu führen (Blackmore und Dawkins), die Sprache und andere Abstraktionsstrategien als Träger von Informationen erachtet: Die kulturelle Evolution (Bücher, Datenträger) offenbart eine ähnliche evolutive Entwicklung wie die Natur selbst; Meinungen und kulturelle Werte zeigen das Verhalten von Populationen lebender Organismen: Sie werden selektiert, verändern ihre Aussage und Gestalt im Fluss der Zeit und im Zuge ihrer Verbreitung im soziologischen System. In einem abschließenden Kapitel fasst der Autor die Erkenntnisse dieses gleichermaßen interdisziplinär-reichhaltigen wie anregenden Buches zusammen; er warnt uns als Biologe davor, die Natur (deren lebensverachtende Grausamkeit er so überzeugend herausarbeitete) als beispielgebend anzusehen und baut uns zwei Säulen für ein zukunftsorientiertes Leben: „Unsere Vernunft und unser Mitgefühl“ (...) „Die Angst, ohne einen Schöpfer verloren zu sein im Universum, ist unbegründet. Wir selbst können bestimmen, wir können einander die Hand reichen, es bedarf weder eines Planes noch eines Zieles ...“

Ein äußerst fesselndes, lebendig geschriebenes Buch, ein sehr dezidiertes, persönliches Werk; eine Rezension kann der Reichhaltigkeit dieser Arbeit sicher nur in Maßen gerecht werden. Wenn sich da und dort beim Leser Widerspruch gegen Lödl's Darlegungen regen wird, so ist dies sicher vom Autor erwünscht – denn in der Evolutionsforschung ist noch vieles in Fluss: so muss es erst recht eine Diskussion darüber sein. Ein Wunsch bliebe: die Herausgabe des „Fatalen Designs“ als Taschenbuch, um dafür das verdiente breitere Publikum zu gewinnen!

Gottfried Pixner

**Ilona Mayer-Zach****SCHLANGENWALD****Kriminalroman****echomedia buchverlag, Wien 2010, 234 Seiten****ISBN 978-3-902672-23-0**

Der allgemeine österreichische Krimi-Boom hat uns ein weiteres Exemplar dieser Gattung beschert: Diesmal führt uns die Wienerin Paula Ender, Anfang dreißig und Protagonistin mehrerer Kriminalromane von Mayer-Zach, in exotische Dschungelwelten.

Etwas irritierend beim Einstieg: der übergroß hingeklotzte Name der Autorin am Cover, unter dem der Titel fast verschwindet.

Paula hat von ihrer Agentur den Auftrag erhalten, die Öffentlichkeitsarbeit für ein großes Tourismusprojekt in Costa Rica zu übernehmen. Weil sie sich in finanziellen Schwierigkeiten befindet, sagt sie trotz Flug- und Schlangenangst zu. Aber ihre anfängliche Begeisterung nicht nur für das Projekt, sondern auch dessen attraktiven Initiator und Leiter Dr. Ralf Kandin, mit dem sie beinahe im Bett gelandet wäre, wird bald nach ihrer Ankunft in Costa Rica von Misstrauen abgelöst, das sich in blanke Angst verwandelt, als plötzlich ihr Handy samt Adressbuch verschwinden und ihre Internetverbindung abbricht.

Spätestens nachdem sich Paula ohne jeden Kontakt zur Außenwelt und ohne Möglichkeit, mit Freunden und Verwandten Verbindung aufzunehmen, in einer immer dubioser werdenden Umwelt zurechtfinden muss, kommt Spannung in eine bis dahin etwas zäh fließende Handlung. Eine abgestürzte Cessna, bei der acht Umweltaktivisten ums Leben kommen, und der mysteriöse Tod eines Mannes, angeblich durch Schlangengift, verstärken Paulas Argwohn. Schließlich erweist sich der Journalist, mit dem sie sich anfreundet, als verkappter Aufdecker weiterer zweifelhafter Vorgänge in der angeblich einem vorbildlichen Naturschutz verpflichteten Anlage, eine enge Mitarbeiterin Kandins entpuppt sich als Mitglied einer Umweltschutzorganisation, die undercover ermittelt, und eine schrullige Amerikanerin, die Paula bei einem Ausflug kennen lernt, arbeitet unter dem Deckmantel einer Touristin ebenfalls im Auftrag des Umweltschutzes. Als sich die Vier schließlich auf der Spur eines handfesten Umweltskandals und weiterer schwerer Verbrechen befinden, an denen der charmante Dr. Kandin maßgeblich beteiligt ist, geraten sie in Lebensgefahr ...

Eine gut recherchierte Geschichte ohne besonderen Tiefgang.

Leichte Urlaubslektüre!

Hilde Schmörlzer

## Helmuth A. Niederle

### PODIUM PORTRÄT 47

#### Ausgewählte Gedichte

PODIUM, Wien 2009, 64 Seiten

ISBN 978-3-902054-73-9

Das Podium Portrait 47 ist dem Autor Helmuth A. Niederle gewidmet, bekannt durch zahlreiche Veröffentlichungen und nicht zuletzt durch seine Tätigkeit als stellvertretender Leiter der „Gesellschaft für Literatur“.

Eingeleitet wird der vorliegende schmale Band durch ein lobendes Vorwort des Autors Christian Teissl, Vorstandsmitglied des „Literaturkreises Podium“.

„Können Steine atmen?“ – „Sicherlich!“, lautet die Antwort auf die (einem Text Niederles entnommene) Frage. Und auch Gedichte können atmen, wenn sie versuchen, Menschen und Dingen auf den Grund zu gehen!

In diesem Sinne sendet Niederle seine Gedichte aus, gewissermaßen – so Christian Teissl – als „Probebohrungen in einem Terrain, das selbst dort, ja gerade dort, wo es an den Alltag des Autors grenzt und sich mit seiner Biografie berührt und ihm vertraut sein müsste, Unbekanntes und Erstaunliches für in bereithält“ – und *uns* zu verstehen hilft, allerdings nicht nur das!

Zwar ist der Autor Helmuth A. Niederle offensichtlich zeit seines Lebens auf der Suche nach allem, was ihn weiterführen könnte, doch findet diese Sinn-Suche durchaus auch ihre Ergebnisse, die den Lesern neue Perspektiven eröffnen. Mit Forscherblick ist der Autor unermüdlich dabei, nicht nur sein Leben „abzuklopfen“, sondern darüber hinaus Gesteinsschichten ans Licht zu heben, in denen Steine wirklich zu atmen beginnen! (Ob damit Beschauliches freigelegt wird, bleibt naturgemäß dahingestellt. „Nur Träume / sind Vagabunden / zuhause im Nirgendwo“, endet so eines der Gedichte). Wie aber dem „Gefängnis der Worte“ entgehen, die belanglos tagtäglich auf uns eindringen, uns einkesseln? „Bleibt nur das Schweigen?“ – „obwohl *ein* Wort / das Sterben verhindern kann“.

Nicht nur ein einziges Wort wohl, sondern *viele* solcher Worte, die notwendig sind, damit sie einen – oder viele – Menschen in seiner / ihrer Existenz, in ihrem Da-Sein, bestätigen.

Gegen ein Übermaß an Negativem, Bedrohlichem hilft sicher auch „*Alles immer* wieder so (zu) sehen / als wäre es das erste Mal“, um so „das leere Nichts (zu) überwinden“ ...

Den Abschluss der ausgewählten Gedichte bildet der kurze Zyklus „AUFBRUCH“, der mit der Zeile endet: „Es wird Zeit / zu singen“. Was für Helmuth A. Niederle auch eine

gangbare Möglichkeit darstellen könnte; Hauptsache aber, er hält sich an die Abwandlung des zitierten Satzes: Es wird Zeit / weiter und immer weiter zu *schreiben!*

In diesem Sinne: Auf weitere Veröffentlichungen von Helmuth A. Niederle!

Brigitte Pixner

## Wilhelm Pellert

### OSKAR WERNER

#### Ein Monodrama

Literaturedition Niederösterreich, St. Pölten 2009

ISBN 978-3-902717-04-7

Mit seinem „Monodrama“ hat Wilhelm Pellert nicht nur eine eigenwillige, sondern auch eine beispielhafte neue dramatische und biographische Form entdeckt. Ein abendfüllender Monolog, wie er heute (nicht nur aus finanziellen Gründen) beliebt ist, als Drama zu bezeichnen, ist falsch. Drama braucht Rede und Gegenrede. Diese Forderung lässt Pellert, indem er seinen einzigen Darsteller auch sein Gegenüber spielen lässt. Dieses Gegenüber, mehr als ein bloßer Stichwortbringer, verwandelt den Monolog in einen Dialog. Dass Pellert dafür keinen zweiten Schauspieler braucht, hat seinen guten Grund, denn auch die Gespräche sind Erinnerungen der einen Person, deren Leben auf eine völlig neue, authentische Weise erzählt werden soll, indem der Text zu einem Großteil aus überlieferten Aussprüchen dieser Person besteht, in unserem Fall Oskar Werners; anscheinend ungeordnet, aber, wie sich bald herausstellt, in einem gefühlsmäßigen Zusammenhang, wie eben Erinnerungen an jedem von uns traumhaft vorüberziehen.

Damit gelingt dem Autor, der hier zugleich sein eigener Dramaturg und Regisseur ist, eine Charakterstudie, wie sie kein trockener Psychologe, aber auch kein noch so gewissenhafter Biograph zusammenstellen könnte.

Ort der Handlung ist Krems an der Donau. Zeit: 1983.

Werners letzte Premiere: Der Prinz von Homburg. Die Zuschauer bleiben aus. Die Kritik kennt keine Schonung. Er selbst kann sich kaum erinnern, gespielt zu haben ... Dieses Szenario bleibt während des ganzen Monodramas als Schatten, theatralisch ausgedrückt, als schwarzer Horizont, vor dem die Erinnerung an die großen Erfolge von früher, aber ebenso an die Menschen, die er liebte und verehrte – die Großmutter, die Kinder, Werner Krauß – und vor allem an die unsterblichen Verse der großen Dichter aufleuchten, und das Dunkel im Hintergrund zum Sternenhimmel wandeln.

Oskar Werner schildert sich selbst, beweist hartnäckig sein Selbstbewusstsein als besondere Tugend, seinen Mut, als Sechzehnjähriger dem Burgtheaterdirektor vorzusprechen, Nein zu sagen, wo andere sich gegen ihren Willen fügen, alles Dilettantische zu hassen. Aber trotz größter Gefahren überwand er auch im Leben seine Ängste, sein Zorn auf die Unmenschlichkeit des Faschismus war stärker, sein Wille, nie auf einen Menschen zu schießen, zwang ihn zur Flucht aus der Kaserne. Aber zwischen diesen Erinnerungen immer wieder erhellende Einblicke in die Kindheit in Gumpendorf, an die Ausflüge mit der Großmutter in die Wachau, an die eigenen Kinder, die Gespräche mit ihnen, welche die sensible Seele erkennen lassen, die er scheu unter einem dunklen Mantel verbirgt. Wutausbrüche, oft im derbsten Wiener Dialekt, aber auch seine höhnische Verachtung von allem, was ihm niedrig und gemein scheint, – wer genauinhört, erkennt es – sind nur der verzweifelte Versuch, das Sensible, das Liebende seines Wesens zu verhüllen, wie es sein Äußeres, sein immer jungenhaftes Aussehen nicht verbergen kann.

Pellert gelingt es, so paradox dies klingen mag, eine „Selbst“biographie Oskar Werners zu schaffen, die viele eigene Lebensromane anderer Künstler übertrifft, eine tragische Biographie des m. E. besten deutschsprachigen Schauspielers des 20. Jahrhunderts.

Oskar Werner blieb ein echter Österreicher, auch wenn er seine Heimat immer wieder im Groll verlassen hatte. Oskar Werner nahm sich kein Blatt vor den Mund, wenn er, was als modernes Theater gepriesen wurde, als jämmerlich ablehnte. Dem Wein, den er über die Maßen genoss, haben viele die Schuld an seinem Absturz gegeben. Gewiss, der Wein war sein Mephistopheles. Aber was wäre Faust ohne seinen Begleiter? Woran Oskar Werner wirklich zerbrach, war der Wandel der Zeit und damit der Wandel im Spiegel der Zeit, dem Theater. Nicht er ist an der Zeit gescheitert, wie viele Beserwissen behaupten, sondern die Zeit hatte keinen Platz mehr für ein Genie seiner Art.

Der schon als Kind begeistert Schillers und Goethes Balladen vortrug, dessen Lieblingsrollen, Hamlet, der Prinz von Homburg, Don Carlos und Tasso waren, glaubte an die Zeitlosigkeit der Genies und wusste um die Vergänglichkeit der heute Hochgelobten und morgen Vergessenen.

Mit Recht sind in Pellerts Monodram Shakespeares „Sterben. – Schlafen – schlafen! vielleicht auch träumen!“ und Kleists „Nun, o Unsterblichkeit bist du ganz mein!“ die letzten Verse, die er Oskar Werner sprechen lässt.

Heinz Gerstinger

**Gottfried Pixner****SCHÜTTELWELTEN****Hundert Schüttelreimgedichte****Wien 2009, 130 Seiten**

Wie der Untertitel verrät, hat sich Gottfried Pixner wieder dem Schüttelreim zugewandt. Das ist jener Reim, der durch das Vertauschen der Konsonanten am Beginn der letzten beiden Wörter einer Zeile entsteht. Dazu ein Beispiel des Rezensenten: Es klingt so hart der Wagenschlag, / dass ich die Tür nicht schlagen wag. Oder mit einem anderen Beispiel aus dem Buch:

Soll ich unter Qualen wählen, / sinnlos mich zu Wahlen quälen?

Das Vorwort des Buches verrät noch ein bisschen mehr über die verschiedenen Möglichkeiten „schüttelnd“ zu reimen.

Ist es tatsächlich bemerkenswert, dass ausgerechnet ein promovierter Naturwissenschaftler neben seinen Fachpublikationen so viel Freude an der Sprachgestaltung entwickelt, wie auch aus Pixners Aphorismen und Limericks in früheren Büchern zu sehen ist? Oder sollten nicht vielmehr alle Autoren aller Genres wie er die Kreativität und den Spaß an der Gestaltung durchblicken lassen?

Die Arbeit mit dem Schüttelreim ist keineswegs leicht, bereitet aber erkennbar dem Autor als auch sicherlich dem Leser oder Zuhörer entsprechendes Vergnügen. Ältere Semester erinnern sich wohl noch gern an die aus dem Augenblick, oft auf Zuruf aus dem Publikum entstandenen Schüttelreime eines Karl Farkas, noch ältere vielleicht an die von Felix Grünbaum.

Gottfried Pixner geht es, wie dem Vorwort zu entnehmen ist, allerdings nicht nur um den Schüttelreim an sich, sondern er bemüht ihn als Stilmittel, um amüsante Gedichte zu schaffen, heitere, gallige oder solche voll von schwarzem Humor. Die Kapitelüberschriften verkünden dies schon: „In Anderswo“ entführt uns der Autor in andere Welten, phantasievolle, aber auch tatsächliche. „Kunststücke“ berichten über Maler und Autoren, das „Kleine Erotikon“ spricht schon über sich selber, „Starke Charaktere“ finden sich sowohl bei Putzfrauen als auch bei Ärzten, Managern und Professionisten, und „Rat (und sonstigen)-Schlägen“ kann der Mensch ja auch mit ein bisschen Geschick ausweichen. „Die dunklen Seiten des Schüttelreimes“ berichten von so manchem, was einem widerfahren könnte, oder auch von Dingen, die man besser lassen sollte.

In all den Gedichten werden abseits des Schüttelreimes kleine Begebenheiten erzählt, wird da und dort der Zeit, den Institutionen und den von ihnen geprägten Menschen ein Spiegel vorgehalten. Dennoch ist der Zeigefinger niemals erhoben, es dominieren der Humor und das Amüsement beim Lesen.

Im Anhang finden sich noch Textproben von Brigitte und Gottfried Pixner aus früheren Büchern. Von Brigitte Pixner Gedichte, von ihrem Gatten Aphorismen und Limericks, um Leserinnen und Leser auch für diese Veröffentlichungen zu begeistern.

Ein ausgesprochener „Hingucker“ ist das Cover des Buches, ein Ausschnitt aus einem Fresco von Felix Malecki. Der Harlekin möge auf seine Art den Weg durch das Leben weisen. Vielleicht lässt er auch manche Unentschlossene zu diesem Buch greifen. Die Lektüre wird dem Liebhaber von Poesie womöglich zu Träumen verführen, meint der Autor doch selber:

So ein duftig-reges Träumen: / Schöner ist's als träges Reimen!

Kurt F. Svatek

## **Käthe Recheis**

### **EIN FALL FÜR DIE KATZENBANDE**

**Illustrationen von Tina Holland**

**Obelisk-Verlag, Wien, Innsbruck 2010, 159 Seiten**

**ISBN 978-3-85197-607-6**

„Ein Fall für die Katzenbande“ ist ein unterhaltsamer Krimi für Kinder im Volksschulalter. Besonders interessant ist die Erzählperspektive, denn es ist Molly, die Katze des liebenswerten Privatdetektivs Florian Morgenstern, die den Kriminalfall und dessen Lösung aus ihrer Katzenwarte schildert. Insbesondere diese besondere Sichtweise gibt dem Kinderkrimi einen eigenen Reiz.

Der vielfach ausgezeichneten, auch international anerkannten, Autorin gelingt es sehr geschickt, das tatsächliche bzw. naturgegebene Verhalten von Katzen in die Handlung glaubhaft zu integrieren. Eben dadurch wirken die Schilderungen der Katze Molly, über die detektivisch tätige Katzenbande, geradezu authentisch.

Im Mittelpunkt der Handlung steht ein gestohlener goldener Kugelschreiber mit besonderer Widmung, der in der Schule, also in einem öffentlichen Gebäude, gestohlen wird. Der dreiste Diebstahl führt zu vielen falschen Verdächtigungen und bringt in die beschauliche Kleinstadt Kirchhausen große Unruhe.

Der grundsätzlich an das Gute glaubende Privatdetektiv Florian Morgenstern hat die Aufgabe, diesen verworrenen Fall zu lösen. Diskret begleitet wird seine Arbeit von der im Unter- bzw. Hintergrund agierenden Katzenbande.

Der Krimi hat viele Facetten, die zahlreichen Menschen und Tiere, die die Handlung vorantreiben, sind liebevoll gestaltet. Verschiedenste, für das friktionsfreie Zusam-

menleben wesentliche Themen werden angeschnitten (wie z. B. die unheilvollen Auswirkungen von Vorurteilen, der respektvolle Umgang miteinander etc.).

Erfreulich ist auch die humorvolle Stimmung, die immer wieder spürbar wird. Es liegt an der literarischen Versiertheit von Käthe Recheis und hier vor allem an ihrer Stilsicherheit, wie auch an der stets spürbaren menschenbejahenden Lebenseinstellung, dass ihr ein Kinderkrimi gelungen ist, der ohne spektakuläre und in diesem Sinne reißerische Zutaten auskommt. Trotz des Verzichts auf diese ohnehin oftmals nicht kindgerechten „Verstärker“ wird ein Spannungsbogen aufrechterhalten, der dank seiner erzählerischen Dichte auch die vielfältig abgelenkten Kinder unserer Zeit zum Weiterlesen verführen wird.

Julia Rafael

## Otto Hans Ressler

### DAS MÄDCHEN MIT DEM HUT

Die wahre Geschichte eines fiktiven Bildes  
Mit Illustrationen von Ursula Wimmesberger

Böhlau Verlag, Wien, Köln, Weimar 2010, 133 Seiten  
ISBN 987-3-205-78508-8

Die Photographie auf dem Schutzumschlag offenbart einen soignierten Herrn, angetan mit weißem Hemd, roter Fliege und schwarzem Sakko, ein freundliches Lächeln auf den Lippen. Und genauso ist die Prosa des Autors beschaffen: Ruhig, bedachtsam und schnörkellos erzählt er von einem der düstersten Kapitel österreichischer Geschichte.

Ressler lässt Schiele eine junge Arbeiterin malen, ein armes Mädchen. Im Mantel ihrer verstorbenen Mutter und mit viel zu großem Hut sitzt sie ihm Modell. Der Kunstgriff besteht darin, dass der Autor an Hand dieses fiktiven Schiele-Bildes und eines erfundenen Museums die beschämende Chronik von Raub „in schweren Zeiten“ und nachfolgender Gewissenlosigkeit erzählt, versetzt mit ein paar Lichtpunkten – die es ja auch gab – und alles doch noch zu einem guten Ende führt.

Dank der medialen Berichterstattung, die in breiter Form etwa vor 15, 20 Jahren einsetzte, wissen wir heute viel über Raubkunst und Restitution, von „arisierten“ Kunstgegenständen oder solchen „unklarer Herkunft“, die den Erben zurückgegeben werden. Man fragt sich: Warum hat das so lange gedauert? Warum erst jetzt, wenn kaum noch einer der Vertriebenen am Leben ist? Und wie gelangten diese Kunstwerke überhaupt aus Privatbesitz in Museen und Sammlungen? Über welche Kanäle lief die Aneignung? Und wie könnte eine Wiedergutmachung aussehen?

Alle handelnden Personen in diesem Buch wurden mit adäquaten Eigenschaften ausgestattet, die sie für Eingeweihte leicht erkennbar machen. Und für weniger versierte ist es immer noch eine faszinierende Lektüre, die Einblicke in die Herzen von Kunstliebhabern ebenso bietet wie ins Geschäft der Galerien und Auktionshäuser. Hier lässt uns ein erfahrener Kunstexperte an seinem Wissen teilhaben. Daher erfährt man auch im Kapitel über die Auktion einiges, was man immer schon über Versteigerungen wissen wollte. Sehr schön sind Milieu und Spannung dieser Veranstaltung geschildert. Die Illustrationen einer mit dem Versteigerungswesen vertrauten Graphikerin beleben das Buch noch zusätzlich.

Es ist also ein Schlüsselroman, der eine unterhaltende Lektüre für Kenner ebenso darstellt wie eine gut recherchierte Chronologie der jüngsten österreichischen Geschichte und ein Panorama sowohl menschlicher Gemeinheiten als auch positiver Eigenschaften. Und die Wirklichkeit holt den Autor immer wieder ein, siehe das jüngste Beispiel „Bildnis Wally“.

Elfriede Bruckmeier

Otto Hans Ressler, der bekannte und mit seinem Buch „Der Wert der Kunst“ bereits 2008 im literarischen Österreich näher vorgestellte Chefauktionator des „Kinsky“, hat nun aus seinem großen Wissen heraus und mit viel Einfühlungsvermögen ein neues Buch „Das Mädchen mit dem Hut“ vorgelegt, das berührt und weh tut! Nicht nur, weil er darin das kurze, problematische Leben Schieles streift, oder die tristen sozialen Verhältnisse der Arbeiterschaft um 1917 in Gestalt des „Mädchens“ in Erinnerung ruft, sondern weil es, wie ich finde – vor allem um die skurrile und widerwärtige Geschichte einer seit 65! Jahren andauernden Geschichte der Rückstellung arisierter Kunstschätze, vor allem von Gemälden, geht. Ressler hat sein Wissen darum – ein kluger Schachzug – eben in die reale Geschichte eines fiktiven Mädchens verpackt!

Natürlich haben kunst- und kulturinteressierte Österreicher vieles darüber aus den Medien erfahren, doch lang nicht alles, und etliches sowieso wieder vergessen oder verdrängt. Wie etwa die unselige Order des österreichischen Innenministers Oskar Helmer (Innenminister von 1945–1959), daß „Die Sache der Restituierung, falls nicht ganz zu verhindern, so möglichst zu verzögern sei ... bis –“.

Düster beginnt aber auch schon der Einstieg in das Kapitel moderner österreichischer Malerei der Vor- und Nachkriegszeit: 1917, Kriegswinter. Armes hungerndes Mädchen, müde von der Fabriksarbeit, und in Hut und Mantel – klar, es ist kalt, für Schiele Modell sitzend. Ein wenig schamhaft ist sie, weil Modelle ebenso verachtet werden wie Prostituierte, und doch ein wenig stolz, zum mageren Familieneinkommen beitragen zu können, und vor allem – ausgewählt worden zu sein!

Denn, es ist wohl so, daß Alltagsgesichter – losgelöst aus der Menschenmenge, die Straßen und Straßenbahnen füllen, einzeln betrachtet – durchaus schön und interes-

sant sind! Formen doch, selbst wenn zu verbergen versucht – Freude, Leid, Sanftmut oder Gier, die Gesichter! Dies unter der Alltagsmiene aufzuspüren, mag den hochsensiblen Künstler Schiele sicherlich fasziniert haben! Daß seine früheren Arbeiten, die um Eros und Tod kreisen, eine dichte Aura von Gier, Angst, Verzückung und Entsetzen aufweisen, kann wohl darauf zurückzuführen sein, daß Schieles Vater im syphilitischen Wahn elend zugrunde gegangen war. Damals war Schiele 14.

Verstörung schien Schiele oft zu begleiten. 1917, ein Jahr vor seinem eigenen Tod, fand Schiele Wien „schwarz und häßlich“, was ihn aber nicht davon abhielt, restlos von seiner „Heiligen Mission“ als Maler überzeugt zu sein und arrogant die Meinung zu vertreten, Mäzene hätten unbedingt die Pflicht, ihn zu unterstützen! Weniger sympathisch der Charakterzug, seine langjährige aufopfernde Lebensgefährtin „Wally“ fallen zu lassen, um Edith, ein „anständiges Mädchen“ aus „gutem Hause“, zu heiraten. Wally, Kriegskrankenschwester geworden, war bald danach, 27-jährig, an Scharlach gestorben.

Ihr Porträt, um das viele Jahre lang heftig gestritten und gefeilscht worden war, ist, wie wir wissen, erst vor einigen Wochen „heimgekehrt“. Und wird an seinem „verdienten“ Platz dicht neben Schieles Selbstbildnis“ in einem besonderen Einzelraum des Museums zu bewundern sein. Wie so oft, hat es das Ab-Bild besser als sein Vor-Bild!

Nun, die Geschichte des „Mädchens mit dem Hut“ ist zwar ebenso wahr, jedoch nicht real! Die Umstände stimmen minutiös, ohne stattgefunden zu haben. Allerdings, Emanuel Neumann, der in dieser Geschichte ebenfalls eine Rolle spielt – den hat es wirklich gegeben! Als damals weit bekannter Buchhändler in der Kärntner Straße war er ein bewundernswerter selbstloser Förderer der Künstler. In Auschwitz dann ermordet ...

Auch Desirée Rosenberg oder Sybille Lohinger waren reale Persönlichkeiten, während andere Real-Personen tarnkappen-verschlüsselt auftreten! Heinrich Bölls für einen eigenen Roman konzipierte Worte: Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind weder beabsichtigt noch zufällig, treffen auch hier zu. Das Buch aber jetzt noch weiter aufzudröseln heiße daher, den Spaß am Lesen und Enträtseln zu nehmen, den es eben auch bietet!

Raten, wer wohl mit dem „Gottvater der Modernen Österreichischen Malerei“ gemeint sei, der glücklicherweise nicht der Meinung jenes japanischen Multimillionärs war, der seine geliebten Bilder, im japanischen Fall ein Renoir und Van Goghs Dr. Gachet, mit ins Grab zu nehmen wünscht, fällt nicht schwer. Und welche Flut aufregender Gefühle im Kopf des Auktionators „Michael Ruschek“ während einer Auktion hin- und herjagen, wenn Dollars, Yen oder Franken blitzschnell umgerechnet, schon wieder von weiteren Anboten aus dem Saal oder Telefon überboten werden – weiß Otto Hans Ressler, der Autor, herrlich zu schildern!

Also – mitbieten – oder Buch lesen? Vergnüglich beides! Lesen vermutlich billiger. Übrigens – das Buch ist angenehm unaufdringlich und quasi konterkariert illustriert von Ursula Wimmesberger. (alte Rechtschreibung)

Margarethe Herzele

## Herbert Rosendorfer

### DEUTSCHE GESCHICHTE – EIN VERSUCH, BAND 6 Friedrich der Große, Maria Theresia und das Ende des Alten Reiches

nymphenburger, München 2010, 384 Seiten  
ISBN 978-3-485-01310-9

Mit diesem, dem 6. Band beendet Herbert Rosendorfer seine „Deutsche Geschichte.“ Mit seiner kühnen Originalität weiß er, jenseits aller konventionellen Attitüden Geschichte in einen spannenden Roman, oder nach seiner eigenen Bezeichnung, schlicht in eine Erzählung zu verwandeln. Das Zeitalter dieses Bandes liegt ihm zweifellos besonders am Herzen als das Zeitalter der Aufklärung, zu dessen leidenschaftlichem Befürworter er sich bekennt. Mag mancher Leser diese Auffassung vielleicht als subjektiv kritisieren, sie ist sein gutes Recht, gibt es doch kaum einen Historiker, der in seinem Werk nicht bewusst oder unbewusst seine „eigene“ Meinung bekundet. Gerade seine „persönliche“ Beziehung zu den Gestalten und Schicksalen, die er beschreibt, scheint mir ein Grund oder zumindest Mitgrund zu sein, weshalb niemand das Buch, hat er erst einmal begonnen, darin zu schmökern, aus der Hand legen kann.

Rosendorfers Stil bleibt beim wissenschaftlichen Werk kein anderer als in den meisten seiner übrigen Bücher, Amüsement und Ironie kommen hier zu ihrem Recht, wobei letztere sehr bitter schmecken kann und bei einem Leser anderer Meinung oft Betroffenheit auslösen wird. So manche Stelle fordert ein Streitgespräch heraus, Lektüre kann zur Auseinandersetzung werden, und das ist gut so. In einer Buchbesprechung hingegen ist völlige Objektivität verlangt. Jeder Leser mag sich selbst mit den weltanschaulichen Fragen Rosendorfers auf seine Art auseinandersetzen.

Er schildert uns dieses 18. Jahrhundert als ein Jahrhundert völlig sinnloser Kriege, Kriege der Dynastien, deren Macht der Untergang droht, jahrelanges Morden und Brennen um irgendein Stückchen Land, das ein Fürst oder eine Fürstin aus „Ehr“geiz nicht hergeben will, Kriege, die zuletzt wie das Hornberger Schießen ausgehen. Er schildert, wie immer wieder, ohne das Volk (die Untertanen!) zu fragen, ganze Länder verkauft werden, und auf der anderen Seite, wie Völker gutmeinende Herrscher missverstehen können und Absolutisten widerstandslos gehorchen. Friedrich II. wurde von seinem Volk, das er nicht achtete, geliebt, Josef II. kaum geschätzt, obwohl seine Liebe dem Volk galt. Bei allem Spott und allem Abscheu vor egoistischen und unmenschlichen Herrschern vergisst Rosendorfer nie, wenn es um wirkliche Persönlichkeiten geht, wie vor allem Friedrich von Preussen, aber auch Maria Theresia, ohne deren Schwächen zu verkennen, nach den guten Gründen zu suchen, denen sie in der Geschichte, vor allem in der Geistesgeschichte ihre Bedeutung zu danken haben.

Und hier ist über die Paradoxie dieser Epoche zu sprechen, die politisch, wie erwähnt, von dynastischen Machtkriegen verdunkelt war, während gleichzeitig gerade das in viele Einzelstaaten zerrissene Deutschland den Höhepunkt seiner geistigen Entwicklung erreichte.

Jetzt traten die neuen Heiden auf den Plan, Vorkämpfer und Kämpfer der Aufklärung im weitesten Sinn, die frühen, die noch mit den alten Systemen der Fürsten und der Unbeugsamkeit der römischen Kirche zu kämpfen hatten, die auf ihren verrosteten Dogmen beharrte und mit der illusionistischen Kunst des Barock die Illusion einer mittelalterlichen Gläubigkeit vortäuschen wollte, und dann die großen Genies der Kunst – Haydn, Mozart, Schiller, Goethe. Rosendorfer weiß noch viel mehr Namen bedeutender Männer zu nennen, die zu Unrecht selbst gebildeten Zeitgenossen kaum bekannt sind, weiß von ihren Schicksalen und Werken zu erzählen. Diese Vorliebe für das Detail ist eine der großen Vorzüge des Buches. Geschichte besteht nicht nur aus den sogenannten großen welthistorischen Ereignissen und den Taten und Untaten sattsam bekannter Herrscher und Heerführer, sondern setzt sich gleich einem Mosaik aus vielen kleinen Steinchen zusammen.

Jedes einzelne ist wertvoll. Das weiß der Autor und erzählt dessen Geschichte mit Liebe oder Ironie.

Die Französische Revolution gehört nicht zur deutschen Geschichte, wohl aber ihre Wirkung. Gerade angesichts dieses weltumstürzenden Ereignisses, dem sozialen Höhepunkt der Aufklärung, versteht es der Autor, präzise zwischen Licht und Dunkel zu unterscheiden und hütet sich, ganz im Sinne rationalen Denkens, vor einseitigem Jubel. Mit dem Aufstieg Napoleons und dem Ende des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation (wobei die beiden letzten Wörter erst sehr spät hinzu „gedichtet“ worden sind), schließt Herbert Rosendorfer seine köstlich kostbare Geschichte der Deutschen.

Heinz Gerstinger

Mystik und Romantik sind Rosendorfers Sache nicht. Entweder übergeht er sie oder lehnt sie offen ab. Aber einen Novalis halbverrückt und seine Marienlieder scheußlich zu nennen, glaube ich nicht nur aus persönlichen Gründen, meiner besonderen Liebe zu seiner Dichtung, sondern auch aus objektiver Literaturkritik widersprechen zu dürfen.

**Herbert Rosendorfer****LETZTE MAHLZEITEN****Die Aufzeichnungen des königlich bayrischen Henkers  
Bartholomäus Ratzenhammer**

Folio Verlag, Wien, Bozen 2010, 144 Seiten

ISBN 978-3-85256-529-3

Das Zusammentreffen von Beruf und leidenschaftlichem Hobby brachte es mit sich, dass der letzte königlich bayrische Henker Bartholomäus Ratzenhammer die letzten Mahlzeiten vor der Hinrichtung für die Verurteilten selbst und mit großer Sorgfalt und in wohlbedachter Speisenfolge zubereitete und dann auch gemeinsam mit ihnen verzehrte. So erhielt der Begriff ‚Henkersmahlzeit‘ seine volle Erfüllung. Sollten die Leser dieses Buches kulinarische Gelüste auf Henkersmahlzeiten verspüren, steht deren Befriedigung nichts im Weg. Denn die Rezepte, von Ratzenhammer einstens säuberlich aufgezeichnet und vom Autor in einem morschen Schreibtisch eines aufgelassenen Amtsgerichtsgebäudes aufgefunden, befinden sich in zeitgemäßer Form jeweils der Geschichte des Delinquenten angefügt. Sie geben sozusagen die Essenz seines Lebens und Verbrechens wieder. Ein mit einem Michelinsterne geadelter Koch aus Eppan in Südtirol sorgte für eine moderne, verständliche Interpretation der historischen Rezepte.

Herbert Rosendorfer lässt sein Buch mit der bemerkenswerten Lebensgeschichte Ratzenhammers beginnen. Es folgen die Biographien der Verurteilten und die Beschreibungen ihrer Verbrechen, ergänzt durch ein Porträtfoto und die Kochanleitung des mehrgängigen Menüs. Zwischen 1901 und 1923 trat der Henker 17-mal in Aktion. Zwei mal gab es eine Begnadigung in letzter Stunde. Aber das Henkersmahl war bereits gekocht, und der Begnadigte verzichtete nicht darauf.

Die Straftaten waren von mannigfaltiger Abscheulichkeit. Während der Leser bei deren Schilderung zuerst erstaunt über so seltsame Untaten ist, kommen sie ihm nach und nach sehr bekannt vor. Handelt es sich doch oft um Verbrechen, deren Schändlichkeit große Breitenwirkung hat. Und wieder einmal ist die rosendorfsche Skurrilität und Phantasie zu bewundern, womit die Realität getroffen wird. Je phantastischer die Schilderung, umso realer ihr innerer Kern. Der Einfallsreichtum scheint keine Grenzen zu kennen, zur Freude des Lesers.

Herbert Rosendorfer erhält im November 2010 den Corine-Ehrenpreis des Bayrischen Ministerpräsidenten für sein Lebenswerk. Er „ist im besten Sinne ein bayrischer Autor mit internationalem Renommee.“ Seit Jahrzehnten ist ihm die Anerkennung beim Publikum gewiss. Auch dieses neue Buch und seine Henkersmahlzeiten werden die Leser lustvoll genießen.

Elisabeth Schawerda

## Hugo Schanovsky

### MAHLERS WEG Prosagedichte

#### Pensionistenverband Österreich, Linz 2010

Euterpe, die Muse der Lyrik, die den Autor zeit seines künstlerischen Schaffens begleitet und inspiriert, hat ihn zu einer weiteren lyrischen Biographie angeregt. Diesmal widmet er sich Gustav Mahler, jener Titanengestalt der Musikgeschichte, die alles und jedes nach ihrem Willen formte und gestaltete, deshalb allerdings nicht selten der Heimtücke und der Niedertracht der Mitmenschen ausgesetzt war. Dass Mahler jedoch im Grunde seines Herzens ein zutiefst sensibler und verletzlicher Mensch gewesen ist, dessen Genie keine Zweisamkeit erlaubte und ihn daher zwanghaft in die ihn zerstörende Einsamkeit getrieben hat, ist der eher unbekannt Teil seiner Biographie, die nur jenen bekannt ist, die den Briefwechsel Mahlers mit seiner Umwelt insbesondere mit seiner Frau Alma kennen.

Hugo Schanovsky kennt ihn und schafft daraus Prosagedichte, die uns Mahlers Weg, jenen vom Kind Gustav bis zum berühmten Mann am Totenbett näher bringt. Dabei ist es mehr als nur eine Wegbeschreibung. Kleinigkeiten, Nebensächlichkeiten und schrullige Eigenheiten Mahlers sind dem Autor ebenso wichtig wie die großen Stationen des künstlerischen Wirkens und das Werden der großen Werke.

Es sind gezählte vierundneunzig ungereimte Gedichte, die – wollte man die einzelnen Strophen in einer durchgehenden Prosazeile schreiben – ebenfalls Sinn ergeben. Und doch entsteht durch die Teilung in einzelne, mitunter spartanisch kurze Gedichtzeilen, jene lyrische Atmosphäre, die das Auge des Lesers bremst und Mitdenken, Mitfühlen, Mitleiden, Mitfreuen hervorruft. Weil in einem Blumenstrauß üblicherweise weder Disteln noch Brennnesseln zu finden sind, so fehlen in Schanovskys lyrischem Blumenstrauß Schattenseiten des Menschen Gustav Mahler. Verzeihlich, denn in den beiden Jubiläumjahren 2010 und 2011 stehen die Persönlichkeit und das musikalische Schaffen Mahlers im Mittelpunkt, welchem – spät aber doch – durch einen anderen Großen der Musikwelt, Leonard Bernstein, erst volle Anerkennung zuteil wurde.

Dieses Büchlein will mit Ruhe und Aufmerksamkeit gelesen werden. Und vor allem nicht von Anfang bis zum Schluss, ohne jede Unterbrechung. Vieles könnte dabei überlesen werden, feine Zwischentöne, Nuancen und Stimmungen – oft durch ein bewusst ausgelassenes Verbum hervorgerufen – gingen verloren.

Schanovskys fünfte Musikerbiographie sollte daheim stets neben der HiFi-Anlage liegen, damit man sie griffbereit hat, wenn Mahlers Musik ertönt.

Michael Stradal

**Petra Sela****BERÜHRUNGEN****Tagebuchaufzeichnungen, Gedanken, Verrücktes, Träume**

Edition Doppelpunkt, Wien

2. Auflage, leicht verändert und erweitert 2010, 112 Seiten

ISBN 978-3-85273-196-4

„Dieser Band entstand aus der Inspiration des seit einigen Jahren in Österreich stattfindenden Tagebuchtages.“ Und daraus ergeben sich seine Form und sein Inhalt. Wie schreibt man Tagebuch? Spontan, intim, authentisch, unbefangen, aufrichtig, kritisch, vergnüglich, verspielt. All diese Eigenschaften sind in dem aus Beobachtungen, Erzählungen, Nachdenklichkeiten, Träumereien und Fantasien bestehenden Band enthalten. Hin und wieder schiebt sich ein Gedicht zwischen die Prosatexte. „einhüllen / in das leintuch des schreibens“ heißt es in einem solchen. Nicht reflektieren, „vergessen das spiegelbild“, bei sich sein in der unmittelbaren, ureigenen Welt, die sich im Schreiben ausrollt: Das Schreiben als Gewebe, der Text (von latein. *texere*, weben) als das Einhüllende, „ungeachtet“ der Unzulänglichkeiten des alltäglichen Lebens.

Petra Sela ist eine messerscharfe, aber teilnahmevolle Beobachterin. „ich will nicht wie sonst üblich solche Situationen unbeachtet beiseite schieben und meinen Weg gehen“, schreibt sie und schildert ein spannendes kleines Drama am Ausgang der U-Bahn. Aber nicht immer ist es ihr ein Anliegen, die Realität präzise wiederzugeben, oft lässt sie sich auf ihre blühenden Fantasien ein, erzählt Geschichten, die in ihrer Surrealität wie Träume klingen, mit Realitätssplintern durchsetzt wie verschobene, aus ihrer gewohnten Position „verrückte“ Puzzleteile. Man mag sie ordnen oder nicht, deuten oder nicht, sie fließen dicht dahin, und der Leser überlässt sich gern ihren vielen kleinen, punktuellen Überraschungen an Komik, Ironie und tieferer Bedeutung. Sehr abwechslungsreich reihen sich die Themen aneinander, und alles wird mit Leichtigkeit beschrieben, herbe Alltagsszenen und trockene Tatsachen ebenso wie etwas anders erzählte Märchen.

Dieser Kurzprosaaband ist ein Beleg für das reiche, volle Leben der Autorin. Gedankenscharf und liebenswürdig, kritisch und gütig schöpft sie aus ihrer Lebenserfahrung, ihrem Wissen und aus der farbigen Fülle ihrer Vorstellungskraft.

„im dunkeln / sitzen / atmen und / schauen“. Ich sehe dieses schöne kleine Gedicht wie ein Bild von Petra Sela: Bei sich sein ohne sich ins Licht zu setzen, lebendig sein und mit allen Sinnen die Welt in sich aufnehmen.

Elisabeth Schawerda

**Edith Sommer****WOLKEN – NUAGES****gedichte – poèmes****Les Cahiers 2010, 81 Seiten****ISBN 978-2-84954-096-1**

Eine sanfte Meeresbucht mit weitem Horizont, darüber ein Himmel, größer als alles andere, besetzt mit Wolken, die Nähe und Ferne erzeugen.

Das ist das kleine, farbige Sehnsuchtsbild, nicht plump wie in Reisekatalogen, sondern auf besondere Weise schwebend, das einem Fokus gleich, den handlichen, weißen Gedichtband prägt. Darüber in klarer Schrift die Worte: WOLKEN – NUAGES, die auf die Gleichrangigkeit der deutschen und der französischen Sprache in diesem Buch hinweisen. Dass die Paginierung mit den Nummerierungen der Gedichte im Inhaltsverzeichnis nicht übereinstimmt, ist beiläufig irritierend, erzeugt jedoch zusätzliche Konzentration.

So einfach und zugänglich dem ersten Anschein nach die Assoziationen sind, so leicht scheint am Anfang auch der Zugang zu den Gedichten zu sein. Und es ist, als stiege man erst in seichtes, von kleinen Wellen gekräuseltes Wasser und überließe sich dann heftigen Wogen über unauslotbarer Tiefe.

Die Titel einiger Gedichte lassen vorerst einfache Aussagen vermuten:  
wolken / warten / wind und wolken / schnee in nizza, etc.

Doch von der Beobachtung und Beschreibung der Elemente des Seins, des Wassers, des Lichtes, des Windes führen diese optisch einheitlichen, in der Struktur aber unterschiedlichen Texte, einige sind auch als Haiku geschrieben, auf Erlebnisspuren hinein in die Wechselwirkung von Wahrnehmen, Erkennen und Fühlen.

Selbst bei anfangs angedeuteter Helligkeit ziehen über die meisten Wort- und Sprachbilder diffuse Schatten. In meinem leben gibt es nicht gelebte Tage ... mein körper ist auf warten eingestellt ... um nicht durch falsche schlüsse unheil anzurichten ... Selten, aber doch auffindbar, ist das Hoffen ... zurückweichen / um sich den nachkommenden / zu vereinen / ewigkeiten lang.

Das Schweben, das nicht Fassbare, sind die Merkmale von Wolken, Wasser und Wind. Es ist aber auch die Unfassbarkeit der Gegensätze, die in eben diesen Wolkenbildern existiert. Hell-heiter und dunkel-drohend, erhebend und bedrückend.

Und nahezu unauffällig führen Worte in Beklemmung und in Abgründe:  
... fliesse / ins meer / zu meiner grossen mutter / die mich gnädig / aufnimmt in ihren schoss. Oder: ... lebe dein leben / du hast nur eines / den anderen / lass den erfolg.

Die Lyrikerin Edith Sommer ist dem Prinzip der Welle, dem Element Wasser sichtlich so zugewandt, dass sich daraus sowohl metaphorisch als auch real Konzept und Schwerpunkt des Lebens ableiten lassen. Aus der Ambivalenz von faszinierenden Elementen und tödlicher Gefahr wächst aber doch auch Positives. Es manifestiert sich im Wohlklang, in der Musik des Meeres, worin die hörbare Schwingung eben wieder Welle ist ... und schwingt beglückt / im Einklang mit der Welt.

Die Wienerin Edith Sommer lebt in Nizza und Wien. Sie war Staatsbibliothekarin an der Österreichischen Nationalbibliothek. Neben Kurzprosa, Jugendbüchern, Libretti und redaktioneller Arbeit in „Literatur aus Österreich“ veröffentlichte sie neunzehn Lyrikbände, einige davon in französischer Übersetzung. Sie ist Mitglied des P.E.N.-Clubs, des Österreichischen Schriftstellerverbandes und internationaler Literaturvereinigungen. Ausgezeichnet wurde sie u. a. mit dem Goldenen Verdienstzeichen der Republik Österreich.

Sidonia Binder

## **Michael Stradal:**

### **DIE BRIEFE DER ROSALYN HAYDN**

#### **Eine phantastische Novelle**

Edition Roesner, Mödling, Maria Enzersdorf 2009, 226 Seiten

ISBN 978-3-902300-42-3

Es ist tatsächlich eine sehr fantastische Geschichte, die uns Michael Stradal da vorlegt. Nachdem er sich ähnlich fantasievoll in zwei früheren Novellen bereits mit Mozart und Beethoven auseinandergesetzt hat, ist nun also Joseph Haydn an der Reihe.

Hat Haydn Kinder in Amerika oder hat er nicht, das ist hier die Frage, die den Leser/die Leserin über gut 200 Seiten beschäftigt. Und ohne zu viel vorwegzunehmen: Es ist in dieser Novelle nicht alles so wie es scheint oder scheinen soll, obwohl routinierte Krimileser wohl rasch durchschauen oder zu durchschauen glauben, welches Spiel hier gespielt wird, Haydn hin, Haydn her.

Eine schöne und ziemlich mysteriöse Frau namens Helen, ein äußerst gut aussehender und erfolgreicher junger Mann mit ungarischen Wurzeln und aus Wien stammend, der ein wenig altmodisch denkt und agiert, aber den wunderschön klingenden Namen Bela Wagener trägt, ein unberechenbarer Polizist und die Stadt Philadelphia, das sind in groben Zügen die Ingredienzien der Novelle. Und natürlich Joseph Haydn und seine unmöglichen oder vielleicht doch möglichen Abenteuer. Haydns Musik spielt dabei so

gut wie keine Rolle, es geht fast einzig und allein um sein Privatleben, und da hat Michael Stradal seiner Fantasie einmal mehr freien Lauf gelassen.

Der fescche, Cello spielende Hauptheld Bela Wagener ist eher ein Antiheld, einer der von einem Fettnäpfchen ins nächste tappt, nichts durchschaut und immer im falschen Moment unhöflich, wenn nicht gar ausfallend wird und sich so von einer Bredouille in die nächste manövriert. Muss er denn wirklich, fragt sich die Leserin, nächstens in einen fremden Garten einsteigen, wenn er doch weiß, dass der Nachbar ein Polizist ist und ein Auge auf das verlassene Anwesen werfen soll? Nur der schönen Helen gegenüber ist er – meist jedenfalls – der fast vollkommene Gentleman, und gerät damit erst recht wieder in Schwierigkeiten. Nun ja, er weiß ja noch nicht, dass ...

Ach, Sie glauben doch an Wiedergeburt und Ähnliches – oder etwa nicht?

Doch unabhängig davon sind „Die Briefe der Rosalyn Haydn“ alles in allem eine durchaus spannende Geschichte mit vielen Krimi-Elementen, die jedoch auch recht intensiv mit dem Mystery-Genre spielen. Und das ist bekanntlich Geschmackssache. Ein sorgfältigeres Lektorat wäre Michael Stradal allerdings zu wünschen gewesen.

Judith Gruber-Rizy

## **Paul Wimmer, Joseph P Strelka (Hg.)**

### **ERNST SCHÖNWIESE**

#### **Das lyrische Werk in chronologischer Folge seines Erscheinens**

Berenskamp, Innsbruck, Wien 2010, 360 Seiten

ISBN 978-3-85093-195-3

„Sich ins Rechte denken, – das genügt nicht, / Sich ins Rechte fühlen, – das entscheidet, // Die Seele tastet nach ihrer Rose, / voll Verlangen nach Duft.“ Wer sich auf Ernst Schönwieses Lyrik einlässt, wird von seinem Gedankenreichtum und seiner Gefühlstiefe berührt. Besonders im letzten der dreizehn hier in einem Band versammelten Bücher, „Antworten in der Vogelsprache“, erreichen die Verse seltene Aussagekraft und Faszination. Bereits im ersten der chronologisch geordneten Bände, „Der siebenfarbige Regenbogen“, zeigt sich eine religiöse Grundstimmung. Anfangs noch in klassischer Tradition, in Oden, Sonetten, Terzinen und anderen traditionellen Formen, manchmal an Goethe erinnernd, führen dichterische Reifung und ein an Meister Eckhart geschultes spirituelles Bemühen später zu freien Rhythmen, die sich von zeitgeistverpflichteten, „modernen“ Experimenten und Sprachspielen jedoch grundsätzlich unterscheiden. Für Ernst Schönwiese bedeutet Dichtung niemals nur Spiel, sondern immer Botschaft, Streben nach Sinnsuche und existentiellen Leitideen, also Lebenshilfe.

Die Besonderheit von Ernst Schönwieses lyrischem Werk liegt in der Suche nach einer allen Menschen eigenen Ursprache der Lyrik, einer überkonfessionellen, mystischen Gotteserfahrung. Über jüdisch-christliche Seinsdeutung und Anklänge an Silesius gelangt der Dichter zu östlicher und zu sufistischer Sicht „Was wären wir, wenn nicht der leere Becher, / den Gott sich füllt ...“ und fernöstlichem Einswerden mit dem All: zu indischen, buddhistischen, taoistischen Weisheiten und zum ZEN. Von daher erklärt sich Schönwieses, dem europäisch-aufgeklärten Denken vielfach entgegengesetzte Ergebnis in das Schicksal. Ziel ist Hinnahme dessen, was ist, Ent-Ichung des Ich. Wer meint, gegen das Böse ankämpfen zu müssen, wird belehrt: „Die Unfehlbaren, / die immer richtig handeln, / sie machen den größten Fehler! // Wissen wir denn, / was gut oder schlecht ist, / wir, mit unsern armseligen Begriffen? // Richtig ist, was geschieht. / Überlaß dich der geheimen Macht! / Nichts, was unrichtig wäre, kann je geschehen. // Nur dein Verstand befürchtet, Fehler zu machen. / Für das Herz gibt es keine.“

Solche Sätze werfen Fragen auf. Ausgerechnet da, wo Menschen mit Moral und Recht, mit den Begriffen Schuld und im Umgang mit der Realität überhaupt, ihre Probleme haben, wird beruhigt: „Es gibt keine Schuld! / Das läßt sich beweisen!“. Von unbequemen Tatsachen also direkt hin zu mystischer Gottesschau? Mancher mag da an Verdrängung, Selbst-Erlösung oder Weltflucht denken; hatten doch in den Sechziger- und Siebzigerjahren nicht nur weltweite Jugendbewegtheit, sondern ganz allgemein Sinnleertheit und seelische Not so manchem die Sicht auf reale Zeitprobleme verstellt. Doch der nicht nur für das 20. Jh. so unverzichtbare Schuldbegriff bezieht sich bei Schönwiese einzig auf Gott: „Durch eigene Schuld sind wir versklavt den Dingen, / ohnmächtig, uns ins große Licht zu schwingen.“

Schönwieses Weg zum Buddhismus, seine Abkehr von „den Dingen“ entsprach einem europaweiten Trend. Verse wie „Warum seid ihr alle so traurig? / Warum dieser bittere Zug um den Mund? // Trauern ist leicht und bequem. / Melancholie ist eitel und lächerlich ...“ sind heute schwer nachvollziehbar angesichts der katastrophalen Tatsachen unserer Geschichte. Praktische Verantwortung für das Geschehen im Diesseits darf nicht hintangestellt werden zugunsten der Auflösung des Ich im Nirwana, auch nicht im biblischen Gott.

Um Missverständnisse auszuräumen, ist es wichtig, Person und Leben des großen Lyrikers zu kennen. Während des Nationalsozialismus mit seiner Frau im ungarischen Exil, war Schönwiese im Frühjahr 1945 zwischen abziehenden Deutschen und der nachdrängenden Sowjetarmee, also zwischen feindlichen Heeren, von Budapest zu Fuß in die Steiermark gelangt. Was er dabei erlebt hat, drang nicht nach außen, es verwandelte sich in Mystik, in ein besonderes Werk, das ein Inferno als Lebenswirklichkeit zu überwinden hatte und überwand. Obwohl vielbeschrieben und analysiert, bewahrt Ernst Schönwieses Lyrik Geheimnisse: „Wenn die Wunde, die nie ganz verheilt / zu schmerzen beginnt und aufbricht: / der Tropfen Blut, der ihr entquillt, / ist das

Gedicht.“ Herausgeber Paul Wimmer im Nachwort: „Schönwiese ist ein Architekt des Lebens geworden.“

Als Leiter der Abteilung Literatur in der Sendergruppe Rot-Weiß-Rot und in der Zentrale des Österreichischen Rundfunks konnte Ernst Schönwiese an die literarische Tradition der Zwischenkriegszeit anknüpfen und viele ins Exil gezwungene Autoren miteinbeziehen. Er war Präsident des Österr. Schriftstellerverbands und des P.E.N.-Clubs.

Die Notwendigkeit religiös-erzieherischer Bemühungen durch Lyrik erklärt der Dichter in seinen Innsbrucker Poetikvorlesungen. In einer Zeit moralischen Niedergangs und extremen Werteverfalls sieht er die Aufgabe der Dichtung nicht in der Anklage menschlicher Verfehlungen, sondern in religiöser und geistiger Zugrundelegung einer neuen Ordnung, die er in der Gottsuche für möglich hält.

Über das Religiöse hinaus erfreuen Liebesgedichte und andere lyrische Kostbarkeiten:

Eine Raupe siehst du?  
Es ist ein Schmetterling.

Einen Schmetterling siehst du?  
Es ist eine Raupe.

Wer nur die Erscheinung sieht,  
sieht nichts.

Rosemarie Schulak

## **Kurt F. Svatek**

### **STOLPERSTEINE/LE SCABRE PIETRE**

**Essays/Saggi**

**Übersetzung/Traduzione von/di Giovanni Campisi**

**Edizioni Universum, Trento 2010, 88 Seiten**

**ISBN 978-88-88255-52-4**

Mit „Stolpersteine“ legt Kurt F. Svatek einen Band mit Essays vor. Zweisprachig, deutsch und italienisch, wobei Giovanni Campisi für die italienische Übersetzung sorgte, der zuvor schon Gedichte von Svatek übersetzt hat. Im Buch findet sich jeweils zuerst der italienische Text, dann der deutsche, was bei Fließtext wie diesen Essays viel angenehmer ist als ein Parallelsatz.

Während manche der Aufsätze sehr kurz sind und bloß eine einzige Seite einnehmen, gehen andere über mehrere Seiten. Svatek philosophiert in „Schivim (Siebzig)“ über

ebendiese Zahl und spricht dabei keineswegs nur Bekanntes an, sondern vertieft sich in eine Vielzahl von Kulturen und stellt Verbindungen her, die zwar größtenteils historisch, aber doch verblüffend sind, weil sie – leider – nicht als Bestandteil unseres sogenannten Allgemeinwissens zählen.

Gewissermaßen berührend ist der Text „Fragen hieße doch nach Antworten suchen“, wobei „berührend“ wahrscheinlich eine euphemistische Untertreibung darstellt. Der Autor fragt etwa: „Warum besitzen die 225 Reichsten genauso viel wie die zweieinhalb Milliarden Ärmsten?“ Oder kurz danach: „Warum verhungert alle sieben Sekunden ein Kind, das nicht einmal zehn Jahre alt werden durfte?“ Durchaus ähnlich die Frage: „Warum werden die 49 ärmsten Länder der Welt einfach als ›unrentable Völker‹ bezeichnet?“ Berührend? Nein, als Leser wird man zornig. Ebenso wenig wie wir selbst kann der Autor eine Antwort liefern. Im Anschluss an jede Frage steht ein lapidares „Frag nicht!“, gesprochen von Börsenmaklern, Ministerpräsidenten, Handelsattachés, Generalbevollmächtigten und anderen Mächten.

In „Transnational“ erzählt Svatek davon, wie zufällig eigentlich Staatszugehörigkeiten sind. Am Beispiel eines Ruthenen, der im Laufe seines Lebens, von der österreichischen Monarchie bis zur heutigen Ukraine, gleich fünf unterschiedliche Staatsbürgerschaften besaß, ohne dass er je einen Fuß aus seinem Heimatdorf gesetzt hätte. Dieser Vergleich sollte all jene verstummen lassen, die bei der Lobpreisung ihrer eigenen Nationalität streitsüchtig ihre Brust schwellen lassen.

Erschienen zweisprachig in einem italienischen Verlag, zeugt das Büchlein mit seinen Essays von einer Menge Philanthropie, Einfühlungsvermögen und Umsichtigkeit. Oder einfach: von Vernunft.

Klaus Ebner

## Christian Teissl

### UMKREISUNGEN DES NAMENLOSEN

#### Gedichte

Echter Verlag, Würzburg 2010, 74 Seiten

ISBN 978-3-429-03222-7

Um es gleich zu gestehen: Für mich ist dieses kleine Buch eine große Freude. Ich finde darinnen etwas, was ich schon immer suche: Gott. Aber nicht den Gott der Konfessionen, keinen in Zeremonien und Theologien gehüllten, keinen in Domen und Kathedralen thronenden, in Hymnen angerufenen, in Katechismen beschriebenen, in Kriegen verteidigten, sondern den, der in allem ist, „anwesend abwesend schrecklich und schön.“

Sooft ich in die nächste Stadt fahre, komme ich im sogenannten Graben an etlichen Marterln vorbei. Sie enthalten Motivbilder. Aber eines ist leer, weiß und leer.

Immer schon musste ich genau dort an Ihn denken.

Der dritte Teil dieses Lyrikbandes wurde mit treffendem intellektuellem Instinkt Umkreisungen des Namenlosen genannt und gab dann dem Buch seinen Namen. Dieser Namenlose ist eben alles und auch nichts, überall und nirgends, Licht und Dunkelheit, Verzweiflung und Trost, mikro- und makrokosmisch. Er ist der allgegenwärtig Lebendige.

Aber, und das beschert uns der zweite Teil des Buches, „seit Dein Wort in der Welt ist verwandelt es ohne Unterlass Wasser in Wein Steine in Brote Seit es in der Welt ist zehren wir von deinem Wort.“ Und, geweckt durch Logien des apokryphen Thomas-Evangeliums steht da: „Der Menschensohn Er entdeckt dich während du nach ihm suchst nennt dich bei deinem Namen Unterwegs teilt er dein Brot mit dir und deine Angst.“

Der erste Teil stimmt ein. Er suggeriert alle Manifestierungen des Namenlosen in der äußeren und inneren Welt.

Zugegeben: Dieses Buch ist ein religiöses, mehr noch, ein christliches, und ich weiß nicht, ob diese Tatsache unbedingt eine Empfehlung ist in der heutigen Welt. Aber was für ein Geschenk!

Heinrich Eggerth

## **Almud Thorn**

### **TRAUMSAAT DER AUGENBLICKE**

#### **Gedichte. Gedanken. Geschichten**

#### **Illustriert von Kurt Heumesser**

**Amstetten 2010, 101 Seiten**

**ISBN 978-3-200-01784-9**

Traumsaat der Augenblicke nennt Almud Thorn ihr kaum 100 Seiten umfassendes Bändchen. Feinsinnig, wie scheinbar zufällig dahin gestreut, so, als wären die beschriebenen Blätter gerade aus einem Stapel Papier gefallen, führt uns Almud Thorn durch das Jahr und erinnert daran, wie zart das Lied eines Vogels klingt, Moos und Gräser duften und die Wolken wandern. Die Natur als Geschenk Gottes zu sehen, bedrückende Nebel zur Seite zu schieben und die Fülle der aufkommenden Empfindungen annehmen so wie sie sind, ist die Botschaft von Almud Thorn, und sie erweist sich dabei als sehr genaue Beobachterin.

Jeder kann sich eine eigene kleine Insel schaffen und von einer besseren Welt träumen, um dann wieder gestärkt zurückzukehren und etwas dazu beizutragen, fordert sie uns auf und macht uns nachdenklich:

Meine Insel  
 müßte grün sein  
 mit alten Bäumen  
 und einer Höhle  
 der Geborgenheit ...  
 ... Ja, und ein kleines Boot wäre gut,  
 wenn das Heimweh übermächtig wird nach euch!

Ein roter Faden verbindet die drei Kapitel „Gedichte, Gedanken und Geschichten“ und er heißt Achtsamkeit. Denn „Das Maß der Dinge liegt in uns selbst“. Im Kapitel „Gedanken“ werden Momentaufnahmen festgehalten und lassen die Sehnsucht spüren nach friedvollem Zusammenleben in unserer hektischen Zeit. Ihre „Geschichten“ sind überwiegend autobiographisch und Erinnerungen an eine entschwundene Zeit.

Enttäuschend ist leider die Aufmachung des Büchleins. Der Inhalt hätte wahrlich eine besser Verpackung verdient, zumal es sich um ein Bändchen handelt, in dem man gerne öfter blättern möchte.

Eleonore Rodler

## Reinhild Traitler

### ES MUSS NICHT DER SIEBTE HIMMEL SEIN

#### Spirituelle Texte für alle Tage

Matthias-Grünwald-Verlag, Ostfildern 2009, 97 Seiten

ISBN 978-3-7867-2780-4

In Berlin geboren, Österreicherin, seit Jahrzehnten in der Schweiz lebend, langjährige Mitarbeiterin beim Ökumenischen Rat der Kirchen, langjährig auch – davon sieben Jahre Leiterin – am Evangelischen Tagungs- und Studienzentrum Boldern bei Zürich, ist Reinhild Traitler(-Espirito) nach wie vor im Bildungswesen leitend tätig. Sie veröffentlichte zahlreiche Beiträge zu feministisch-theologischen und interreligiösen Themen in Zeitschriften und Sammelbänden, auf Deutsch und Englisch. Sie erhielt den Marga-Bührig- sowie den Marie-von-Marschall-Preis. An literarischen Büchern hat Reinhild Traitler bisher „Briefe an die Unglücklichen“ (1988) sowie „In den Gärten der Freiheit“ (Gedichte; 1991), beides im Pendo-Verlag, Zürich, vorgelegt.

Nun zum oben genannten Buch: Meine Kinder haben eine etwas böse Redensart: Von Gott labern. In diesem Buch aber wird nicht gelabert. Wenn man „spirituell“ hört, könnte man versucht sein zu reagieren: Nicht schon wieder ... Doch dieses Buch ist anders.

Und wenn es „Texte“ heißt: Das klingt ein wenig allerweltsmäßig. Es sind aber zumeist Gedichte. Und diese Gedichte sind nicht irgendwie, sondern mit Anfragen, Aussagen, Alternativen. Oder „alle Tage“: Das bedeutet nicht ein Verbleiben in der Banalität. Sondern in diesen Alltag taucht etwas ein; aus ihm heraus kann etwas gewonnen werden.

Viele der Gedichte weisen starke Stimmungen auf oder sind erlebnishaft. Es handelt sich jedoch nicht um wolkige Gefühllichkeit. Sondern es wird auch gedacht; die Gedichte folgen einem inneren Gedankengang. Sie regen daher auch an, weiterzudenken.

Das Titelgedicht heißt eigentlich „Der siebente Himmel“ – und so lautet die Wendung auch innerhalb dieses Gedichts. Das ist Umgangssprache, und die Gedichte dieser Sammlung sind aus der Umgangssprache entstanden; man hört auch noch das Österreichische – woher die Autorin stammt – ein wenig heraus. Das will besagen: Diese Gedichte kommen aus der Lebenswirklichkeit, mit Bodenhaftung, sie sind authentisch und nicht verstiegen.

Und obwohl umgangssprachlich und mitunter hemdsärmelig: Die Sprache ist prägnant, treffsicher und (man scheut sich beinahe, es hinzuschreiben) dichterisch ...

Einige Themen: Gegenwärtiger Zustand von Welt und Gesellschaft, „Wirtschaft“, Politik ... Liebe freilich; Krankheit, Tod. Was ist zu tun, oder wie damit fertig zu werden?

„Dies lange Jahr im Angesicht der Wahrheit  
tagaus, tagein  
die Anstrengung, eine andere Möglichkeit  
wenigstens zu denken  
der Magier wird kommen  
eine Geste nur  
und das Stück beginnt noch einmal  
mit einem anderen Ende.“

„Von den Mühen des Älterwerdens“ und „Von den Freuden des Älterwerdens“: Der Funke ist nicht erloschen; es bleibt die Möglichkeit, über bisherige Grenzen in neuer Souveränität hinauszugelangen. „Gute Ratschläge für die Pensionierung“ (ironisch gemeint): Gegen den gepflegten Egoismus, wie man ihn etwa in Beratungen vermittelt bekommt; vielmehr im Verlangen, noch etwas Bedeutsames für die Gesamtheit zu bewirken.

Ein Ereignis sind die „Psalmen“, in denen eine starke – wenngleich nicht fraglose – persönliche Gläubigkeit von der eigenen Zerbrechlichkeit und Schwäche ausgeht, sehr

viel Schönes und Dankenswertes entdeckt, sich dann in Gott gefestigt und getröstet findet und letztlich in Lob ausbricht.

„Die Zahlen loben dich, Gott  
die geraden und die ungeraden  
es lobt dich das Wunderwerk ihrer Anordnung im  
Universum  
und das Geheimnis der letzten Primzahl  
die wir nicht kennen“

Bemerkenswert ist eine Art Mariologie (nicht konfessionell) als Bild einer Einwirkung und Wirksamkeit Gottes.

Es gibt noch einiges über Kosmologie (sehr toll etwa „Ein nicht ganz ernst zu nehmendes Gloria“), das sich die Welt-Erklärer von heute zu Gemüte führen sollten. Insgesamt ist in diesen Texten dennoch eine starke Widerborstigkeit zu bemerken, eine Bitterkeit, die sich nicht abfindet oder abfinden lassen möchte. – Manche Gedichte sind auch feministisch zu nennen. Hier mag die Sichtweise mitunter etwas pointiert anmuten, doch werden diese Gedichte vielleicht umso mehr gefallen ...

Ein sehr reichhaltiges Buch, das ich rückhaltlos empfehlen, ja anraten möchte!

PS: Diese Rezension ist bereits in der Schweizer Zeitschrift „Neue Wege. Beiträge zu Religion und Sozialismus“, 104. Jg. Nr. 1/2010, S. 28f., erschienen. Mit freundlicher Genehmigung durch die Redaktion der „Neuen Wege“ erfolgt hier der Abdruck einer etwas veränderten Fassung.

Franz Forster

Die Autorin setzt sich in diesen Texten mit Themen auseinander, welche die Menschheit seit jeher tief bewegt: dem Älterwerden, Abschied, Krankheit bis hin zum Tod; dem Leben mit seinen Zweifeln aber auch der Hoffnung und Sehnsucht nach einem besseren Menschen in einer besseren Welt. Ab und zu durchbrochen von einem Trotz, einem Widerstand gegenüber den üblichen, eingefahrenen Gleisen, der Sehnsucht zurück zur Natur, zu dem Nicht-Gleichmäßigen, dem Nicht-Vorhersehbaren – eingeschoben das Lob Gottes.

Die scheinbar vorgegebenen Wege werden immer wieder gekreuzt von einem Zweifel, einem Anderssein, einem Widerspruch, wie auch in dem folgenden Text: Zuerst das Getrenntsein von einer *anderen* Welt [und somit auch von Gott] später aber gibt es doch ein *Einssein*. Seiten 57/58: „ ... als ich zum ersten Mal durch das Glas meiner / Taucherbrille / die andere Welt betrachtete / voller Staunen / weil da etwas lebte, ganz für sich selbst / ein Kosmos, in dem ich nicht vorgesehen bin ... [und weiter

unten] Gott aber begegnete mir / in einem Schwarm winziger Silberfische / in den ich hineinschwamm / da wurde ich einer von ihnen / leicht und durchsichtig und voller Licht ...“

In „Der siebente Himmel“, Seite 70, beschreibt die Autorin ihre Ängste vor der totalen geistigen Verklärtheit und holt ihre Ausflüge in Spiritualität zurück auf die Erde, die sie – scheint es – doch mehr liebt als eine totale Geistigkeit: „... Es muss nicht der siebente Himmel sein für mich / keine Entrückungen, kein Abheben des Geistes in / eine andere Welt ... [und am Schluss des Gedichtes] ... noch einmal diese Erde / ganz / wäre himmlisch!“ Warum im Titel des Buches der „siebte“ und im Gedicht der „siebente“ Himmel gedruckt steht? Vielleicht wollte es der Verlag so.

Auf den Seiten 74 und 75 setzt Reinhild Traitler ihre Erwartungen in eine „vierte Dimension“, wo sie das zu finden hofft, was sie auf dieser Erde vermisst: „... Vielleicht geht dort jemand die andere Meile / die ich zu gehen nicht bereit war // lässt das Krokodil leben / und die Antilope // befreit vom Zwang, töten zu müssen / vom sinnlosen Sinn / der Opferungen ...“ Wunderschön sind die Zeilen am Schluss: „... Das Wort / warum / trägt dort / vielleicht / ein purpurnes Gewand / und weiß die Antwort, deren Frage / fortwährend in meinem Herzen pocht / diesem Zentrum / meiner dreidimensionalen Welt“. Erfrischend ist der Humor u. a. auf den Seiten 54–56 in: „Ein nicht ganz ernst zu nehmendes Gloria“.

Schade, dass die Autorin im letzten Teil des Buches ihre Anliegen in Regeln und Anweisungen verpackt hat; das Drohen mit dem Zeigefinger hätte sie lieber lassen sollen. Da es sich aber nur um die Seiten 78/79, 84/85 und 91–93 handelt, kann man das verschmerzen.

Insgesamt zeugt der Band von einer tief spirituellen Lebensweise und doch mit beiden Beinen im Leben stehend, was sicherlich auf die Tätigkeit Reinhild Traitlers im Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf und ihrem Engagement für Projekte auf interreligiösem und internationalem Gebiet u. a. zurückzuführen ist. Bei den Texten handelt es sich großteils um lyrische Prosa, ab und zu ist ein Gedicht darunter. Die Autorin erhebt auch keinesfalls den Anspruch auf einen „Lyrikband“. Im Untertitel heißt es: Spirituelle Texte für alle Tage“. Wobei ich nicht meine, das dies ein Buch für alle Tage ist. Ein Buch für „ungläubige“ Gläubige und „gläubige“ Ungläubige. Auf jeden Fall für Menschen, die nicht vom Brot allein leben können und wollen.

Petra Sela

## Eleonore Zuzak

### PODIUM PORTRÄT 53

PODIUM, Wien 2010, 64 Seiten

ISBN 978-3-902054-81-4

Im vergangenen Sommer, als er eben die Gedichte Eleonore Zuzaks las, sagte mir der verdienstvolle Herausgeber und Gestalter der Podium Porträts, Hannes Vyoral, am Telefon: „Die sind ja wirklich schön!“ Erstens: Das ist wahr. Zweitens: Dieser Satz birgt weitergehende sachdienliche Hinweise zur Entstehung des Porträts Nr. 53. Dass eine derart kenntnisreiche Persönlichkeit der Literatur ohne Anlass und Nebenabsicht einfach gradheraus so urteilt, ist eine veritable Laudatio! Seine Befassung mit den Texten des Neumitglieds (Dank an den Podium-Vorstand für diese Größe!) war nämlich weit hin eine erstmalige und führte eben zu dem zitierten Erstaunen über deren Inhalte und Formen.

Das kommt von Eleonore Zuzaks Bescheidenheit, die zeit ihres nun 85 Jahre währenden Lebens von der väterlichen Mahnung bestimmt ist, „nichts zu sagen bis du gefragt wirst“ (aus dem Vorwort zu „Von der Hand in den Mund gelebt“, Edition Doppelpunkt, 3. Auflage 2005). Dort erfährt man auch, dass wirklich erst solches Gefragt-Werden (z. B. durch Wettbewerbe) ihr Schreiben auslöste. Denn sie kommt aus einer feuchten Kellerwohnung in Hernalz. „Und waun ma no dazua / im Köller wohnt, / do kriagt ma nur / an gaunz klanan Horizont“ (S. 57) Die kurzen, feinst geschliffenen Prosastücke Eleonore Zuzaks zu ihren Kindheitserlebnissen im oben erwähnten Buch könnte keine soziologische Studie an Informationsgehalt übertreffen. Und heute hat sie 43 Dienstjahre Brotberuf am Buckel oder besser gesagt, in den Nerven; aber auch weitere 12 Jahre als ehrenamtliche Kassaverantwortliche, Bürodienstleisterin und dreifache Herausgeberin von Anthologien des Österreichischen Schriftstellerverbands.

Um diese Schriftstellerin, deren „erste zwei Jahrzehnte vom Überleben-Wollen“ geprägt waren, („das Nicht-verhungern-Wollen brauchte meine ganzen Energien“) treffend zu skizzieren, bieten sich folgende Zeilen aus ihrem Gedicht über eine Unbekannte an: „So eine brave Frau / macht keinen Staub / keinen Lärm / hat keinen Streit / keine Schulden / verlangt weder Hilfe noch Dank / schreibt keine Beschwerde“ (S. 35) Diese Charakterisierung verrät viel über die Beobachterin selbst ...

Wer 1925 in Wien geboren und heute noch hier am Leben ist, hat ein Dasein im Auge des mörderischsten aller Orkane der Geschichte gefristet: Dass ein Mensch wie der nun vom PODIUM Porträtierte entstehen und bestehen konnte und kann, ist ein Wunder; das Wunder unserer Art nämlich, die sich aus Zwängen befreien kann, etwa durch Denken und Dichten. Fleißig, wahrhaft, genau, demütig näherte sich Eleonore Zuzak ihrer Berufung. Sie lernte Gerhard Fritsch, Jeannie Ebner und andere Vorbilder kennen,

hörte Vorträge Hermann Hakels in der Wiener Urania. Und fand ihre ganz persönliche Sprechweise für ihre Lebenswahrnehmung und -mitteilung.

„Nirgends ist gebautes Kalkül vorhanden, nirgends ist auch nur der Hauch einer eitlen Inszenierung zu entdecken. Nirgends ist Spiel, nur echtes Leben“, (S. 6) schreibt in ihrem umfassenden und brillanten Vorwort Sidonia Binder.

Wie wahr: „Der inneren Stimme gehorchen! Vergessen die Bedenken, die Bedingung, das Nein!“ (S. 19) „Einmal / in einem Zug sitzen ... / ohne rechnen zu müssen ... / anhalten ... / da will ich bleiben.“ (S. 21) „Nein, das Lied, / das ich beweine, / hat das Schweigen / schwerer Steine.“ (S. 47) „Ob uns im Vorüberwandern / einmal einer kennt?“ (S. 52) „Jetzt, / da mir die Augen / aufgehen, / fallen sie mir zu. / Jetzt / da ich die Worte fände / ist mir zum Schweigen.“ (S. 56)

In tiefem Respekt vor der nur allzu verständlichen Neigung zum Schweigen: Bitte, verehrte Frau Eleonore Zuzak, schauen Sie uns doch noch manches Mal an, reden Sie zu uns. Ihre Sicht und Ihr Ton tun uns gut.

Quasi als Postscriptum aus dem Gedicht „Hobby ...“ (S. 59):

„Mei Vata woar / a Radiobastler. / Zu derer Orbeit / braucht ma Zeit. / De hot er ghobt / in Ibafluss / in ocht Joar Orbeitslosigkeit. / ... Zu so an Hobby braucht ma Göd. / Des hot eam oba, / wia i waß, / ocht Joar laung gföt. / Drum haum mir nie / a Radio ghobt, / des wirkli spüt. / Ma mocht si von / an Radiobastler / goar oft a / foisches Büd.“

Echta geht's net. Zan obbusseln ... an so an Vatan und a so a liabe Tochta.  
Und des tuar i jetz: Obbussln!

Matthias Mander

Zu ihrem 85.Geburtstag hat der Literaturkreis Podium Eleonore Zuzak den Gedichtband Podium Porträt 53 gewidmet, der neben einer ausführlichen Biographie eine Auswahl ihrer Gedichte enthält. In ihrer Vorrede würdigt Sidonia Binder, Vorsitzende des österreichischen Schriftstellerverbandes, das Lebenswerk und die Verdienste der Schriftstellerin, beschreibt noch einmal den Weg, der sie aus bescheidenen Anfängen hinauf an die Spitze geführt hat. Geboren als Arbeiterkind zur Zeit der großen Wirtschaftskrise hat sie es beruflich geschafft, Abteilungsleiterin der Wiener Städtischen Versicherung zu werden, als Literatin ist sie heute eine anerkannte Persönlichkeit des österreichischen Kulturlebens, Trägerin des Goldenen Verdienstzeichens der Republik Österreich und des Goldenen Verdienstzeichens des Landes Wien.

Aus dem reichen Schaffen von Eleonore Zuzak wurden in der vorliegenden Anthologie Gedichte ausgewählt, die teils gereimt, teils in freien Versen die Beobachtungen, Erlebnisse und Gedanken aus sechs Jahrzehnten wiedergeben und dabei ein Stück des eigenen Lebens widerspiegeln.

Die Not der Kinderzeit hat Eleonore Zuzak für immer geprägt, ihre Mundartgedichte werfen noch einmal den Blick zurück in eine Zeit, die nur wenige mehr aus eigener Erfahrung kennen:

Da Horizont // Um vierzehn Schilling / Orbeitslosngöd / für vier Personen / kriagt ma nur / a gaunz a klanes Stickerl Wöt. // A so a Aufaug / hängt wia Pflosterstana / a Leben laung / an unserana.

Später gab es zwar wieder Arbeit und Geld, aber der Aufschwung dauerte nicht lange, der Krieg und seine Folgen warfen die Menschen wieder ganz zurück, bevor dann der ganz große Wiederaufbau begann. Die Entwicklung von damals zum Heute fasst das Gedicht „Die Maturareise“ mit wenigen Worten zusammen. Dr. R. wird nach seiner Maturareise gefragt. Er sagt nur einen einzigen Satz.

Aber der Satz sitzt.

Ich bin, sagt Dr. R., mit dem Fahrrad von Wien / nach Stockerau gefahren und habe auf einem / Feld einen Rucksack voll Erdäpfel gestohlen. // In drei Jahren wird Stefan, sein Sohn, maturieren. / Er schwankt noch zwischen Griechenland, / Paris und London für die Maturareise. / Sie soll ja eine bleibende Erinnerung sein. / Gesprächsstoff für alle Maturafeiern bieten, / ein Zeitbild sein.

In diesem weit gespannten Bogen beobachtet Eleonore Zuzak die Menschen und das Weltgeschehen, holt Vergangenes aus der Vergessenheit zurück, um aus all diesen Zeitbildern ein Portrait unseres Jahrhunderts zu schaffen.

Doch zwischen die oft kritischen Gedichte schieben sich wieder ganz andere, weichere Töne, manchmal stimmungsvolle Naturbilder, dann wieder Gedichte voll Sehnsucht, leise, liebevolle Worte, Wünsche an das eigene Ich. „... Sonne spüren / Sonne sehen ... und / morgens einen Tag bekommen / aus erster Hand ...“.

In einem der letzten Verse dieses Buches meint Zuzak, dass für sie Zeit sei, „sich langsam auf ein Minimum zu reduzieren“. Wir hoffen das Gegenteil und wünschen, dass mit Podium Porträt 53 die Türen nicht geschlossen, sondern weit für neue Gedichte geöffnet werden.

Christine Michelfeit

## Rezensionen im Heft 1/2011

Folgende Werke unserer Mitglieder werden unter anderem im Heft 1/2011 rezensiert:

**Susanne Ayoub**

**MANDRAGORA | Roman eines Verbrechens**

Braumüller Literaturverlag, Wien 2010 | ISBN 978-3-99200-013-5

**Beppo Beyerl | Rudi Hiblinger**

**VON DER PANIGLGASSE ZUR PINAGLGASSE**

**Eine Abschweifung vom Bobo- ins Prolo-Wien**

Löcker Verlag, Wien 2010 | ISBN 978-3-85409-560-6

**Axel Karner**

**CHANSON GRILLÉE | Gedichte**

Wieser Verlag, Klagenfurt/Celovec 2010 | ISBN 978-3-85129-900-7

**Lisa Lercher**

**ZORNIGE VÄTER | Kriminalroman**

Milena Verlag, Wien 2010 | ISBN 978-3-85286-196-8

**Georg Markus**

**WAS UNS GEBLIEBEN IST | Das österreichische Familienbuch**

Amalthea Signum Verlag, Wien 2010 | ISBN 978-3-85002-723-6

**Georg Markus, Otto Schenk, Heinz Marecek, Elfriede Ott**

**WENN'S EUCH NUR GEFÄLLT | 110 Jahre Kammerspiele**

Amalthea Signum Verlag, Wien 2010 | ISBN 978-3-85002-724-3

**Helmut Pacholik**

**ZEITENWENDE | Marchfeldschicksal 1944–1955**

Literaturedition Niederösterreich, St. Pölten 2010 | ISBN 978-3-902717-08-5

**Karl Plepelits**

**UNTERWEGS IN LIBYEN | Reiseroman**

Iatros Verlag, Dienheim 2010 | ISBN 978-3-86963-373-2

**Karl Plepelits**

**DES LEBENS UNGEMISCHTE FREUDE | Hörbuch**

Buch & HörbuchVerlag Roegelsnap, Schollbrunn 2010

**Mechthild Podzeit-Lütjen**

**Martin Schwab liest:**

**FITTICHE FÜR TIRZA | Gedichte zu Bildern von Leander Kaiser, Musik Ensemble F.L.I.P.**

Astomedia, Wien 2009 | ISBN 978-3-900277-22-2

**Hugo Schanovsky**

**DIE WELT, IN DER WIR LEBEN | Prosagedichte**

Österreichischer Pensionistenverband, Linz 2009

**Erich Sedlak**

**ALLES NUR GERÜCHTE? | Neue Satiren und Erzählungen | Hörbuch**

**Sprecher: Erich und Inge Sedlak**

Verlag federfrei, Marchtrenk 2010

**Waltraud Seidlhofer**

**STADTALPHABET | Gedichte**

**mit Messerschnitten von Joseph Kühn**

Mitter Verlag, Wels 2010 | ISBN 978-3-9502828-4-9

**Hubert Tassatti**

**Die Prozession | Gedichte**

Wortstaemme Literaturproduktion, Linz 2010

**Christian Teissl**

**DIE BLUMENUHR | Gedichte**

Mitter Verlag, Wels 2010 | ISBN 978-3-9502277-9-6

**Sylvia Treudl (Hrsg.)**

**MANCHMAL ALLES MANCHMAL NICHTS | Erinnerungen an Norbert Silberbauer,  
mit einem Beitrag von Beatrix Kramlovsky**

Literaturedition Niederösterreich, St. Pölten 2010 | ISBN 978-3-902717-07-8

**Johannes Twaroch**

**Albtraumgeschichten | Kurzprosa**

Bibliothek der Provinz, Weitra 2010 | ISBN 978-3-902416-35-6

**Walter Weiss**

**(UN)INTELLIGENT DESIGN? WARUM GOTT DIE WELT NICHT SCHÖPFEN KONNTE**

Edition va bene, Klosterneuburg 2010 | ISBN 978-3-85167-242-8

**Brigitte Wiedl**

**I SCHDEH AUF WEAN | Dialektgedichte und Wienerlieder**

**Mit Illustrationen von Gottfried Laf Wurm**

Österreichisches Literaturforum, Weißenkirchen/Wachau, Wien 2010

ISBN 978-3-902760-00-5

**Adam Zielinski**

**IM SHTETL**

Wieser Verlag, Klagenfurt/Celovec 2010 | ISBN 978-3-85129-896-3

## Neue Mitglieder

Wir freuen uns, sechs Autorinnen und einen Autor als neue Mitglieder begrüßen zu können. Es sind dies in alphabetischer Reihenfolge: Renate Aichinger, Luca Anticevic, Nahid Bagheri-Goldschmied, Dagmar Fischer, Marianne Gruber, Reet Kudu und Christiane Tagunoff.

Mit kurzen Leseproben wollen wir sie hier vorstellen. Das Spektrum ist diesmal besonders breit und vielseitig.

### Renate Aichinger

#### AUF DIE PLÄTZE FERTIG ARBEITSLOS Theaterstück

##### 13. ARBEITS-MARKT 2

PAULA

FRAU ERNA

HERR KARLI

FRAU ERNA

HERR KARLI

*Alle in Obststeigen*

ARBEITSMARKT & SERVICE

Und da war sie wieder –

die Realität –

grau-envoll –

Na, worauf warten wir noch

Auf die Plätze

*Wer will mich Manier – Edith Klinger Stimme*

Sonderangebot, frische Arbeitslose zu verkaufen,

Sonderangebot – frisches Frischfleisch – Einschub –

heute frisch eingetroffen: Frisches Frischfleisch.

Und auch diese Woche warten wieder vier fleißige  
Zweibeiner auf ein Arbeitsplatz.

Da haben wir jetzt die Paula, sie ist halt a bisschen  
verträumt, aber wenn sie einmal

munter ist, dann braucht sie nur einen Aperolsprizz und  
schon ist sie glücklich –

die Paula.

Und hier der Leon, ein Künstler, ein Lebenskünstler,  
weltfremd, der hat ein schweres Schicksal g'habt, aber  
einfach in der Handhabung – und solange man ihm sein  
Projekt nicht wegnimmt – ist er der liebste Leon, den  
man sich vorstellen kann. Wir übernehmen auch gerne  
die Kosten für die Kastration.

Und da haben wir wieder einen besonders hoffnungslosen Fall: Die Frau Erna, die kann doch nichts dafür, dass sie keiner mehr braucht – aus As wird Niete – triumphlos glücklich. Und bitte, bitte, bitte nehmen S' den Herrn Karli, ein richtiger Arbeiter, praktisch in der Verwendung. Und bitte, bitte, bitte gebt's ihm ein ruhiges Arbeitsplatzi – er hat immer so einen Stress.

SERVICE

Wer?

## Luka Anticevic

### UND ES BLIEB GANZ ANDERS

#### Roman

Bildwerk Verlag, Klagenfurt 2009, 191 Seiten

ISBN 978-3-9502641-3-5

Diese erste Reise in seines Vaters Heimat und die dafür erforderliche Aufenthaltserlaubnis wurden ihm erstmals mit sechzehn Jahren nach vielen Interventionen einiger einflussreicher Verwandter väterlicherseits von den zuständigen Behörden gestattet. Die süddalmatinische Insel war seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges militärisches Sperrgebiet, und entsprechend begegnete man ihm, wie es damals in allen kommunistischen Ländern üblich war, mit Misstrauen. Er musste unzählige Kontrollen über sich ergehen lassen und fühlte sich ständig von den vielen Soldaten, die sich immer auf den Schiffen befanden, beobachtet. Die Reise, die er entgegen allen Erwartungen mit zwei gleichaltrigen Freunden antreten durfte, sollte in jeder Hinsicht bemerkenswert werden. Zunächst erwiesen sich die vielen Schilderungen seines Vaters über die Schönheit der Insel keineswegs als Übertreibungen. So einfach das Leben und die Menschen dort waren, so beeindruckend zeigte sich das Eiland in seiner Schönheit mit seinen dreiundvierzig Nebeninseln, wenn sie im Sonnenlicht ihre dichten Wälder, die Weingärten, die Oliven- und Orangenhaine und vor allem den Liebreiz der maleischen Ortschaften zur Schau stellten. Zutiefst angetan, sah er seine Erwartungen bestätigt, zumindest was die Landschaft betraf. Ansonsten war ihm vieles bekannt, zumeist von den langen Erzählungen seines Vaters, den Rest konnte er sich zusammenreimen.

Einmal, gleich zu Beginn seines Besuches, sorgte er für Aufsehen, als man ihm einige Zimmer zur Auswahl stellen wollte und er sich für ein bestimmtes entschied, bevor er es überhaupt gesehen hatte. Als man ihm die Vorzüge der anderen Schlafräume

schilderte, beschrieb er den von ihm gewählten, aber niemals betretenen in so treffender Weise, dass man ihm sogar außersinnliche Fähigkeiten nachsagte. Tatsächlich hatte er den Raum noch nie vorher zu Gesicht bekommen, auch kannte er ihn nicht aus den Schilderungen seines Vaters, denn das Haus wurde überhaupt erst nach dessen Emigration gebaut. Für einen kurzen Moment war ihm damals wieder die Fähigkeit gegeben, sich der Gleichzeitigkeit aller Erlebnisse bewusst zu werden und das Zimmer im Geiste zu sehen, dass er als einige Jahre älterer Mann mit einer blonden Frau in einem riesigen Ehebett liegend teilen sollte – einer Frau, die er als seine Angetraute betrachtete. Er spürte das grobe Leinen auf seinem nackten Körper, sog den Duft der Lorbeersträucher ein, die draußen vor dem geöffneten Fenster wuchsen – deren Geruch sich mit dem des Schweißes zweier junger Körper vermengte. Aber gleichzeitig konnte er fühlen, wie sich feinsten Staub an seine empfindlichen nackten Fußsohlen schmiegte.

Es war der feine Staub jenes vertrauten verstaubten Ecks, das in seiner Kindheit zu seinen bevorzugten Aufenthaltsplätzen in seiner Geburtsstadt fernab der Insel gehörte. Darüber befand sich, hoch genug, dass man sich unbeobachtet in dieser Ecke aufhalten konnte, das Küchenfenster. Die Küche schien durch die Außenwand, in der sich das Fenster befand, von der staubigen Ecke nicht wirklich getrennt, denn der Küchenraum nahm das spärliche Licht der schattigen Ecke übergangslos nach hinten mit, bis es sich schließlich bei den hohen, dunklen Doppeltüren verlor.

## **Nahid Bagheri-Goldschmied**

### **IN DER FREMDE**

#### **Deutsche Fassung von Hahnrei Wolf Käfer**

Verlag Mlakar, St. Peter ob Judenburg 1994, 136 Seiten

ISBN 978-3-900289-33-6

#### **Eine Stadt voller Flüchtlinge**

Wolken über der Stadt,  
Wolken über der Straße,  
Wolken über dem Haus.  
Ich steige die Treppe hinauf,  
über viele Risse und Spalten.  
Wolken über meinem Zimmer.

Am Kalenderblatt verblaßt  
ein grauer Septemberhimmel,  
der sich alle Augenblicke bei mir ausweint.

In den Glocken schwingt der Tod,  
im Sekundenzeiger stockt die Zeit,  
erzeugt Ungeduld.

Unten, beim Hauseck, Zwei Regenschirme.

Der Wind trägt ein böses Wort herauf  
„Tschuschn“.

Und der Holzwurm nagt am Fensterrahmen.

Ein lieber jüdischer Freund kommt zu Besuch.

Bei der Umarmung ist der Spiegel  
Trostbett zweier Betrüber.

Ich: gequält von den abgebrochenen  
Brücken hinter mir

Er: heulend und zeternd über die  
nicht-abgebrochenen Brücken  
zur dunklen Vergangenheit

Und – laut geworden vor Entrüstung –  
ruft er mir über den Abgrund hin zu:

Was für eine Trennung, was für eine Bedrohung,  
was für ein Elend sogar Brücken hier sind!

Bei der Umarmung ist der Spiegel  
Trostbett zweier Einsamer.

Ich lege den Kopf an seine Brust.  
Herzschläge kommen in Einklang.  
Wolken über dem Polster.

Ich: Noch immer mit Reserven  
gegen dieses Fluchtland.

Er: Eine Heimat hofierend,  
die sich ihm nicht hingibt.

Wien, 1992

### Die Zigeunerin

Sie kommt aus der Sonne Schmelzofenland,  
ihr Gesicht ist flüssiges Kupfer,  
ihr Gang über die Erde ein Schreiten,

Der schwarze Wandervogel Nacht  
hat sein Nest in ihrem Haar.

Mit den bloßen Schwielen ihrer Sohlen  
zertritt sie die geologischen Schichten der Zeit,  
im felsigen Gelände suchen ihre Bernsteinaugen  
nach der frischen Morgenbrise vor Sonnenaufgang,

und die Zeit bekommt einen klaffenden Sprung,  
 aus dem weht nun die Morgendämmerung  
 als kühler Hauch,  
 der hingerissen von ihrem Anblick  
 mit ihrem Blumenrock ihr Kühlung zufächelt,  
 daß ihr heißes Kupferantlitz erstarrt.  
 Eingeschlagen in ihren Tuchbeutel bebt die Welt.  
 Wie armselig diese ist  
 wenn die Zigeunerin ihre Heimat entdeckt  
 hinter dem Stadttor ihres Herzens.

Wien, 1986

## **Dagmar Fischer**

### **HERZGEFECHE UND SCHMERZGEFLECHTE**

#### **Gedichte**

Resistenz Verlag, Neuhofen/Kr., Linz, Wien 2009, 85 Seiten  
 ISBN 978-3-85258-178-5

### **LYRELEY**

Edition Doppelpunkt, Wien 2005, 101 Seiten  
 ISBN 978-3-85273-179-8

#### **WIE EIN VOGEL**

ohne Flügel  
 hockst zerschmettert  
 du im Eck  
 nimmst nichts wahr  
 nimmst nichts falsch  
 nimmst gar nicht  
 und gegeben hast  
 zu viel du

(aus: Lyreley)

**ICH WUSSTE NICHT**

dass ein Mensch  
so viele Tränen  
haben kann  
und wo sie  
alle gewesen waren  
vor dem Ausbruch

(aus: Herzgefechte & Schmerzgeflechte)

**BERGGESTÄRKT**

berggestärkt lehn ich mich zum Meer  
meine Augen sehnen dich sehr  
lichtbegabt will ich dich tragen  
traumgetränkt schwinden die Fragen  
will vollmundig herzprall dich küssen  
und wellen das uralte Wissen

(aus: Herzgefechte & Schmerzgeflechte)

**DA WILL ICH SEIN**

wo Minuten und Stunden  
sind ungezählt  
wo die Zeit ihre Einheit  
hat selbst gewählt  
wo jede und jeder  
streift ab seinen Ring  
und sich nicht unterscheidet  
das eine vom anderen Ding  
wo alles sich kleidet  
um nackt da zu sein  
wo du bin und ich bist  
und nichts ist  
zum Schein  
da will ich sein

(aus: Lyreley)

**Marianne Gruber****INS SCHLOSS****Roman****Haymon, Innsbruck, Wien 2004, 240 Seiten****ISBN 978-3-852184470**

„Niemand antwortete. Lämmer, dachte K. So treibt man sie zur Schlachtbank, zusammengedrängt, verängstigt, das Wissen um das kommende Ende in jedem Knochen, in allen Muskeln und doch unfähig, etwas dagegen zu unternehmen, ja unfähig, nur den Gedanken daran zu fassen, man könnte es abwenden.

Was geschieht hier, fragte K.

Ich bitte Euch, flüsterte der Lehrer und zog K. nahe zu sich heran. Es ist Frevel, jetzt noch zu fragen. Besser, ihr antwortet endlich.

K. wehrte den Zugriff des Lehrers unwirsch ab. Auf welche Frage? Es gibt doch wohl in der Regel eine Frage, wenn man antworten soll.

Die kennt Ihr, antwortete der Lehrer.

So, sagte K. etwas spöttisch.“ (S. 215f.)

Publikation mit freundlicher Genehmigung des Verlags

**Marianne Gruber****DER TOD DES REGENPFEIFERS****Zwei Erzählungen****Fischer, Frankfurt am Main 1991, 104 Seiten****ISBN 978-3-59622-368-7**

Es war jetzt Morgen, und der Wind fing wieder an, von der Anhöhe im Nordosten aus über das Dorf herzufallen. Theresa saß vornübergebeugt beim Tisch und hörte zu, wie er gegen das Dach prallte, sich zwischen den Schindeln verding und die Bäume vorm Haus bog, um dann weiter nach Süden zu ziehen, wo es keine Hindernisse mehr gab, nur Grassteppe und vereinzelt niedrige Sträucher, deren Blätter gelb wurden und nach dem fortschreitenden Sommer rochen.

Die Winde kamen dieses Jahr früh und ohne Abkühlung zu bringen. Bis zur Grenze und weiter fegten sie über das Land und vertruhen Geräusche und Gerüche wie gefälschte Spuren. Alles war gleichzeitig und gleichzeitig nirgends. In den Gärten reiften Birnen. Auf den Feldern war Stroh abgebrannt worden. Und im Wald döste die Hitze einer wochenalten Dürre.

Eine Weile blieb Theresa reglos, dann streckte sie sich und öffnete einer alten Gewohnheit folgend die Augen, aber es blieb finster. Der Hund kam und stieß mit feuchter Schnauze gegen ihre Hand. Mit unbeirrbarer Geduld wiederholte er diese Bewegung, bis sie endlich nach seinem Kopf tastete. Unter ihrer Berührung setzte er sich und fing mit beinahe verzweifelter Hingabe an, die Hand zu lecken. Er spürte, daß sie ihn morgens am nötigsten hatte, wenn die Gleichzeitigkeit der Welten aufhörte und etwas anderes anfang. Die Morgen waren immer das Schlimmste. Die Morgen und der Wind.

## Reet Kudu

### VOLLMOND UND STRASSENLATERNE

Übersetzung von Jürgen W. Weis

Vier-Viertel-Verlag, Strasshof, Wien, Bad Aibling 2006, 255 Seiten

ISBN 978-3-902141-26-3

Paavo Ralm bewundert den gemeinsamen, verklärenden Glanz von Vollmond und reparierter Straßenlaterne.

Der Rausch tat weh, er war schon seit langem nicht mehr gewohnt, eine große Freude zu ertragen. Das Licht wurde ein wenig trüber, und der Mann spürte etwas Nasses auf der Wange. Am liebsten hätte er laut aufgeweint, wie damals in der Kindheit, damit es ihm daraufhin leichter wäre. Die nach Art des Nordens introvertierten Esten weinten aber selten, insbesondere die Männer. Paavo Ralm hatte seinen besten Freund niemals verzweifelt oder in Tränen gesehen. Eines Tages war er einfach gestorben: Selbstmord. Der Nationalcharakter äußerte sich besonders in Selbstmorden und öffentlichem Weinen oder darin, dass dieses unterblieb. Die Lust der Esten an der Selbsterstörung war fast gleich groß wie ihre Sangesfreude. Prozentuell lagen sie damit an der Weltspitze. Wie vielleicht auch mit ihrer Musikalität. Ob diese Prozentzahlen irgendwie miteinander zusammenhängen? Jedenfalls hat man sich nicht – um eine Anklage zu demonstrieren – auf dem Bauernhof eines Todfeindes oder in einem Kaufhaus voll Menschen in die Luft gesprengt. Die nordischen Selbsterstörer zogen es vor, einsam zu weinen und einsam zu sterben.

Paavo Ralms bester Freund hatte sich spätabends im entlegenen Winkel eines Parks aufgehängt. Zu Hause konnte er es nicht, denn dort war die liebende Gattin. Der berühmte Musiker hinterließ keinen Abschiedsbrief. Er ging dahin, so richtig auf estnische Art. Ohne irgendjemanden zu beschuldigen. Und doch blieb ein Schuldgefühl, weil viele den bekannten Musiker geradezu vergöttert hatten. War dies der einzig mögliche

Protest des Volkes? Ein Protest gegen alle. Gegen die Freunde, die sich bereichert haben und aus denen Verräter geworden sind, indem sie unsinnig glanzvolles Zeug aufgehäuft haben. Gegen die verarmten Freunde, aus denen Aussteiger geworden sind – dank der drückenden Last der Lebensbeschwerden, welche die Esten auch vor den Nächststehenden zu verheimlichen gewohnt sind. Gegen die Republik Estland, wo die Heuchelei das in der Sowjetzeit herrschende Ausmaß beträchtlich überschritten hatte, weil es keinen gemeinsamen Feind in Gestalt des Sowjetsystems mehr gab, auf den man hätte fluchen können. Viele wurden daher zu ihren eigenen Feinden. Man konnte nicht klagen, denn niemand hörte zu. Die Staatsfunktionäre jubelten, denn sie wurden immer dicker durch den Fortschritt der Republik Estland. Die Unzufriedenen wurden als ungeschickte, hilflose, hoffnungslose Pechvögel abgestempelt. Verachten durfte man nur sich selber, nicht aber die Lüge, den Diebstahl, die Verspottung, die Verleumdung und die öffentliche Vergötterung von Dingen und Menschen ohne jede Bedeutung. Und wenn die Verachtung zu groß, unerträglich, quälend, geradezu zerstörend wurde, dann konnte man sich in aller Stille eine Schnur zum Aufhängen besorgen und seine Schritte entschlossen in den Winkel eines Parks lenken.

Paavo Ralm hatte mit seinem besten Freund nie über Selbstmord gesprochen, wohl aber vom neuen Staat, wo gemeines Mittelmaß triumphierte, weil ein Erfolg wirklich Begabter das Sowjetsystem im Nachhinein gerechtfertigt hätte. Die Stätte musste jedoch gesäubert werden – denn es war Wendezeit. Umzulernen war angesagt, wie der Präsidentschaftskandidat, ein Psychologe, erläuterte. Und die Menschen bemühten sich auch verzweifelt, sich umzugestalten: zu geldgierigen, unmenschlichen, dem Verrat und der Gemeinheit zugetanen Wesen, um den Raubtiermenschen nicht – wie es der Natur entsprochen hätte – in die Quere zu kommen. Aber gerade deswegen wurden die Besten niedergetrampelt. Besonders augenfällig war dies in der Tanzkunst der estnischen Republik, wo die beiden von Esten geliebten Choreographen aus ihren Ballett-Truppen hinausgebissen wurden. An ihrer Stelle wurde absurderweise nicht vielleicht jemand Moderner aufgenommen, sondern ein ganz und gar nur zu Sowjetzeiten bekannt gewordener Repetitor, der die russische akademische Ballettschule als Grundlage der ganzen Tanzkunst nahm, weil die ihm die einzige Möglichkeit gab, Karriere zu machen und sich an der legendären Choreographie zu rächen. Zu rächen – wofür? Nun, dafür, dass gerade dieser Choreograph ihn als Tänzer bekannt gemacht hatte. Dafür, dass das Publikum ohne jede Rücksicht die Ballett-Aufführungen des Hinausgebissenen liebte und sie nicht vergessen konnte. Dafür, dass die wirklich Begabten sich nicht geändert oder umgewertet hatten, sondern die blieben, die sie immer schon gewesen waren: die besten Trostpender für die Esten, sowohl zu Sowjetzeiten als auch während der Schwierigkeiten der Wende.

## Christiane Tagunoff

### HAFEZ. DIWAN DER GHASELEN I & II

Orient erlesen | Aus dem Persischen ins Deutsche neu übersetzt  
von Reza Hossein-Nassab und Christiane Tagunoff

Wieser Verlag, Klagenfurt/Celovic 2008, 913 Seiten  
ISBN 978-3-85129-674-7

324

Ich mache zum Meer meine Augen,  
der Wüste schick' meine Geduld ich,  
und wage dabei, zu versenken  
mein eigenes Herz in das Meer ...

Dem traurigen Herzen des Sünders  
lass' ich einen Seufzer entsteigen,  
der über die Sünde von Adam  
und Eva den Feuerbrand wirft ...

Der Urgrund der Herzensfreude  
ist dort, wo die Liebste sich aufhält!  
Ich müh' mich voll Eifer, vielleicht mich  
zu bringen an jenen Ort ...

Bind' auf deinen Schleier, o Mond du  
mit deinem beglückenden Antlitz,  
auf dass wie dein Haar dir zu Füßen  
ich falle, rasend verliebt ...

Es traf mich der Pfeil aus dem Himmel:  
Bring Wein mir, damit angeheitert  
die Bänder am Köcher Orions  
Zu Knoten ich knüpfen kann ...

Ein Schlückchen gieß' ich aus dem Glase  
hin über die wankende Erde,  
und lasse die schimmernde Kuppel  
sich füllen mit Harfengedröhn ...

Da, HAFEZ, ein Fehler es wäre,  
den Tagen Vertrauen zu schenken:  
Warum sollte ich denn auf morgen  
verschieben den heutigen Genuss?

153

Bei niemandem sehe ich Freundschaft!  
Was ist mit den Freunden geschehn?  
Seit wann gibt es Liebe nicht mehr?  
Was ist den Verliebten geschehn?

Das Wasser des Lebens ward trübe,  
Elias, der Heil bringt, ist wo?  
Blut tropft von den Sträuchern: Was ist  
den Frühlingswolken geschehn?

Hunderttausende Rosen erblühten –  
man hört keinen Vogelgesang!  
Wo sind nur die Nachtigallen?  
Was ist mit den Amseln geschehn?

Kein Lied lässt die Venus erklingen!  
Hat sie ihre Laute verbrannt?  
Genuss findet keiner im Rausch!  
Was ist mit den Trinkern geschehn?

Rubine bringt jahrelang nicht mehr  
das Bergwerk der Großmut hervor.  
Was ist mit dem Eifer von Wind  
und Regen und Sonne geschehn?

Es sagt keiner mehr, dass die Liebe  
das Recht auf Zuneigung hat.  
Wo sind die Gerechten? Was ist  
mit Hilfsbereiten geschehn?

Die Stadt der Freunde, und Heimat  
für Freundliche war dies Gebiet!  
Wann endete Güte? Was ist  
der Stadt der Freunde geschehn?

Den Ball der Gnade und Großmut  
warf in die Mitte man ein,  
doch keiner erschien auf dem Platz!  
Was ist mit den Reitern geschehn?

HAFEZ: Die Geheimnisse Gottes  
kann niemand erkennen, sei still!  
Wen könntest du fragen: Was ist  
dem Lauf dieser Zeiten geschehn?!

74

## Aus dem Kreis der Mitglieder

### Auszeichnungen und Erfolge

**Prof. Herbert Rosendorfer** erhielt den CORINE-Ehrenpreis des Bayerischen Ministerpräsidenten für sein Lebenswerk. Die Jury: „Die Vielfalt im Œuvre Herbert Rosendorfers entspricht dem Gedanken der CORINE. Herbert Rosendorfer ist im besten Sinne ein bayerischer Autor mit internationalem Renommee.“

**Christl Greller** wurde beim Joseph-Heinrich-Colbin-Preis zum Thema „Angst“ der erste Preis zuerkannt. Die Preisverleihung und Lesung fand in Düsseldorf statt.

Das Fantasietheaterstück „Prinzessin Lena“ von **Manfred H. Hrubant** wurde ins Russische übersetzt und in St. Petersburg gespielt.

**Prof. Dr. Walter Weiss** wurde am 6. Juli 2010 durch Ministerin Claudia Schmied der zweite Professorentitel verliehen.

**Ewald Baringer** erhielt einen Anerkennungspreis des Landes Niederösterreich für Literatur.

Die Zahl der erreichten Lebensjahre sollte für alle ein Zeichen von Kraft, Leistung und Glück sein und Anlass zu uneingeschränkter Freude und zum Festefeiern sein. Doch für viele ist eine höhere Zahl an Jahren eher eine Last, bestehend aus verschiedenen – teilweise vermeintlichen – Verlusten und den Ängsten davor und all das soll dann besser nicht publik werden. Nicht zuletzt sind es erstarrende – nicht nur männliche – Vorstellungen, die besonders bei Frauen den Druck des Relativierens im zunehmenden Alter erzeugen. Auch aus der Sicht des Datenschutzes ist das Preisgeben von biographischen Daten eigentlich nur auf Wunsch der betreffenden Person gerechtfertigt. Daher unsere zurückhaltenden Angaben. Das Feiern sollte aber in jedem Falle stattfinden!

### Wir gratulieren herzlich:

Zum 90. Geburtstag: **Herrn Erwin Ronelt**  
Zum 85. Geburtstag: **Frau Eleonore Zuzak**

### und zu allen weiteren runden, halbrunden und somit besonderen Geburtstagen:

Elfriede Bruckmeier, Christl Greller, Helena Gwozdz, Viktor M. Mihelic,  
Dkfm. Mag. Herbert G. Pedit, Dr. Karl Plepelits, Regin Schafer-Mehmann,  
Traude Maria Seidelmann und Prof. Herbert Trautsamwieser.

### Wir trauern um unsere verstorbenen Mitglieder:

Prof. Adam Zielinski  
Univ.-Prof. Dr. Gottfried W. Stix  
Dr. Hermine Heller

## Nachruf auf Adam Zielinski

In memoriam Adam

Den Schriftsteller Adam Zielinski lernte ich im Herbst 2001 kennen. Im Wieser Verlag, war „Jan war Jossele“ erschienen. Die ersten drei Geschichten waren, was ich damals noch nicht wusste, konstitutiv für Adams Lebensgeschichte. Mich berührte damals, dass da einer schrieb, der den Holocaust als Vollwaise im Untergrund in Lemberg überlebt hatte und keineswegs melodramatisch auf diese Zeit zurückblickte, sondern als Konsequenz daraus auf Versöhnung gehofft und immer darauf hingearbeitet hat.

Im Dezember 2004 präsentierte Lojze Wieser eine 10-bändige Werkausgabe, ich war dabei und durfte Adam interviewen. Ich war überrascht, mit welcher Offenheit Adam sein Leben vor mir ausbreitete. Bevor wir auseinandergingen, bat ich Adam um eine Widmung für das „Jossele-Buch“: „Ulrich Schmidt lebe hoch, hoch, hoch (!) weil er mir das Gefühl vermittelt, es gibt Menschen, die Menschen sein wollen!“ Ich war perplex. Ich hatte doch nur Fragen zu seinem Leben und Werk gestellt.

Doch es hatte mich gepackt – dieses Leben, dieses Werk. Das musste doch aufgeschrieben werden für die Nachwelt.

Kurz entschlossen rief ich ihn an vor der Leipziger Buchmesse 2005 und frug ihn. Er stutzte, dann frug er zurück: „Was glauben Sie denn, wer ein solches Buch liest?“ „Na, so Verrückte wie Sie und ich“, antwortete ich ohne Zögern. Er gab sein Placet. In Leipzig stellte ich Lojze Wieser das Vorhaben vor. So kam es, dass zu Adams 80. Geburtstag meine Biographie über ihn erschien. Zwischen der Verabredung und ihrem Erscheinen lagen vier beglückende, an Erfahrung bereichernde Jahre.

Die Zusammenarbeit begann im Frühjahr 2005 mit der Ordensverleihung im Prunksaal der Wiener Staatsbibliothek. Gleich zu Beginn bekam ich einen bleibenden Eindruck: Adam war nicht nur ein be- und geachteter Schriftsteller, er war auch jemand in der Wiener Gesellschaft, jedenfalls in bestimmten Teilen. Aber das spielte in unseren vielen, stundenlangen Gesprächen, in denen er mir sein Leben erzählte, gar keine Rolle. Wir hatten uns konzentriert auf sein Leben, sein Überleben, sein Lernen. Wobei der Begriff Überleben in der zweiten Jahreshälfte 2005 auch für mich einen besonderen Sinn erhielt: Ein kleiner Tumor hielt mich von der Arbeit ab. Adam sprach mir Mut zu: „Besiege diesen Scheißkerl!“, forderte er mich auf. Ich gehorchte. Später erkundigte er sich immer besorgt nach meinem Gesundheitszustand. Und er war zufrieden, wenn es keine Klagen gab. Natürlich war ich in Stryj, in Holobutów, in Lemberg. Und wenn man die Orte sieht, die intensiv mit der Lebensgeschichte eines Menschen verbunden sind, bekommt der Blick auf diesen Menschen eine neue Facette. Kindheit und Bedrohung seines Lebens wurden nun doch plastischer, als es die Gespräche darüber ermöglichten.

Einmal durfte ich ihn zu einer Lesung vor polnischen Germanistikstudenten nach Warschau begleiten. Ich erlebte ihn das erste Mal vor Publikum. Adam liebte es, vor Publi-

kum, am liebsten jugendlich, aufzutreten, weil er ihnen seine Hoffnung mitgab: Versöhnen miteinander, Verständnis füreinander ist wichtig. Das war auch seine Botschaft an die österreichisch-deutsch gemischte Zuhörerschaft, die er in diesem Frühjahr noch ins Café Landtmann eingeladen hatte. Und bei diesen Zuhörern kam diese Botschaft an.

Das letzte Mal hatte ich Adam Mitte Mai getroffen. Ich war gerade zurückgekommen von einer Tagung aus Vranov bei Brünn, wo ich über die Auslöschung der Jüdischen Gemeinde von Stryj gesprochen hatte. Adam interessierte sich sehr für dieses Projekt, weil ich im Rahmen der Recherchen für mein Buch auf die Akte „Schupo-Kriegsverbrecher von Stryj vor dem Volksgericht in Wien“ gestoßen war. In dieser Akte gibt es Zeugenaussagen über das erste Massaker in Stryj im September 1941, in dem sein Vater zusammen mit rund 1000 anderen Opfern ermordet worden war. Ich musste ihm immer wieder über den Fortgang meiner Arbeit berichten. Und er war enttäuscht, dass es nicht so schnell voranging, wie er sich das gewünscht hatte.

Wir sprachen auch über seine Krankheit. Und dass er wieder in die Klinik gehen werde. Natürlich waren wir beide zuversichtlich. Er hatte noch viel vor. Nun wird sein neues Buch sein literarisches Vermächtnis. In seinen letzten Büchern hat er sich verstärkt seinen jüdischen Wurzeln zugewandt.

Im Alter von 10 Jahren wurde Adam vehement darauf gestoßen, dass er Jude ist. Von Deutschen. Die seinem Vater soviel bedeuteten. Mit viel Glück überlebt der Jude Adam Zielinski. Und traut sich auch nach der Befreiung zunächst nicht, sich als Jude zu erkennen zu geben. Auch nach der Repatriierung in Krakau nicht.

Allmählich traut er sich, aber immer auf der Hut. Zu Recht. Auch die Emigration nach Wien bringt ja nicht sofort den erwünschten Effekt. Erst in dem Moment, in dem er als erfolgreicher Geschäftsmann geachtet ist, weiß er, dass ihm der Antisemitismus nicht mehr gefährlich werden kann. Aber er ist trotzdem immer aufmerksam und macht sich über österreichische Wahlergebnisse seine Gedanken. Und so ist es eigentlich logisch, dass seine schriftstellerische Arbeit, die mit einer Betrachtung seiner polnischen Wurzeln begann, bei seinen jüdischen Wurzeln endet.

Natürlich erfasst dieser Nachruf genauso wie meine Biographie nicht den ganzen Menschen Adam Zielinski. Es geht mir da so ähnlich wie dem legendären Wiener Kardinal König, der im Vorwort zu einem Buch zu Adams 70. Geburtstag schrieb: „Wer ist Adam Zielinski? Auch nach der Lektüre dieses Buches wird der Leser sich sagen müssen, dass er es nicht weiß ...“

Gestorben ist für mich nicht nur der Schriftsteller Adam Zielinski, sondern auch ein Freund, ein Mensch. Möge die Erde ihm leicht sein.

Auszug aus dem Nachruf des Biografen Uli Schmidt (Bielefeld) mit dessen persönlicher Erlaubnis.

*Hinweis: Ulrich Schmidt: Die neun Leben des Adam Zielinski, Wieser Verlag, Klagenfurt 2009.*

## Nachruf auf Auguste Müller-Binder-Zisch

15. April 1914 – 5. Dezember 2009

Auguste Müller-Binder-Zisch wurde als erste Tochter des Peitschenmachers Johann Zisch und seiner Ehefrau Josefa in Wien geboren. In der Notzeit gegen Ende des Ersten Weltkrieges übersiedelte die Familie in die Einschicht im Waldviertel. Der Vater vermutete dort bessere Verdienstmöglichkeiten, diese Hoffnung stellte sich aber bald als trügerisch heraus. Die widerspruchreiche Situation der Familie, in der neuen Umgebung ärmer zu sein als die Ärmsten, in den Augen der Dorfbewohner aber „etwas Besseres“ zu sein, schenkte der späteren Dichterin die Erfahrung einer radikalen Distanz.

Als „Zuagroaste“ war sie anfangs Außenseiterin und musste sich die neue Sprache, die Waldviertler Mundart, erst aneignen. Sie schrieb als Erwachsene immer noch:

... und bin doh nur ‚de Zuagroaste‘ / kriag z’leicha nur de Wort.

Um nach dem Tod ihres Mannes und angesichts der grauenvollen Ereignisse im Waldviertel im Jahre 1945 nicht völlig verstummen zu müssen, suchte Auguste Zuflucht in der Dichtung. Hilfreich war für sie in dieser Zeit die tiefe Freundschaft zu dem Maler Franz Traunfellner, besonders hat sie auch Josef Misson verehrt.

Ihr erstes Buch mit dem Titel „Der Regenbogen“, Gedichte in Waldviertler Mundart, erschien 1951. Mit diesem Buch etablierte sie sich als herausragende Mundartautorin ihrer Generation. Das Leben von Auguste Müller-Binder-Zisch war von reichem dichterischem Schaffen geprägt. In der Bibliothek der Provinz erschienen des Weiteren noch „Der Földweg“ und „Weihnachten im Waldviertel“.

Auguste Müller-Binder-Zisch war eine großartige Meisterin im Umgang mit der Sprache, sie beschrieb in ihren Büchern in wunderschöner lautmalerischer Mundart die Liebe zu ihrer Heimat, dem Waldviertel. In ungekünstelter, ehrlicher, erdverbundener Sprache, wie nur die Mundart ein Land beschreiben kann, wurden in höchster Sprachgewandtheit Gefühle feinsinnig in Worte umgesetzt. Waren ihre Naturbeschreibungen eine Liebeserklärung an das Waldviertel und an den Schöpfer, so waren ihre berührenden Liebesgedichte und ihre Alltagsbetrachtungen Zeugen von höchster Lebensweisheit.

Ich habe Frau Auguste Müller-Binder-Zisch als eine warmherzige, humorvolle, lebensbejahende Frau kennen gelernt.

Auguste Müller-Binder-Zisch war bis zu ihrem Ende bei klarem Bewusstsein und am Literaturgeschehen interessiert. Am 18. Dezember wurde sie auf dem Nußdorfer Friedhof beigesetzt. In Anspielung auf ihre bescheidene Lebensweise meinte ihr Sohn, dass ihr ökologischer Fußabdruck auf dieser Erde sehr gering war. Sie hat wohl auch mit ihrer Dichtkunst dieser Welt viel mehr gegeben, als sie sich davon genommen hat.

Ich verneige mich voll Ehrfurcht vor der Menschlichkeit und Herzenswärme der großartigen Mundartdichterin Auguste Müller-Binder-Zisch.

Christine Toppelreiter

## Nachruf auf Gottfried W. Stix

Univ.-Prof. Dr. Gottfried Wolfgang Stix, am 6. April 1911 in Wien geboren, konnte auf ein erfülltes Leben zurückblicken. An der Universität Wien studierte er Turnen, Geographie, Geschichte und Romanistik. Neben dem Sport war ihm das Studium der italienischen Sprache wichtig. Er unterrichtete „Geschichte der österreichischen Literatur“, zuerst an der Universität in Catania/Sizilien und später an der staatlichen Universität in Rom. Zu diesem Thema verfasste er zahlreiche Publikationen und erhielt für sein Werk hohe Auszeichnungen in Österreich und Italien: Familiare des Deutschen Ritterordens, Träger des Ehrenkreuzes für Wissenschaft und Kunst I. Klasse, des Silbernen Ehrenzeichens der Republik Österreich und Kommandeur des Verdienstordens der Republik Italien.

Doch Gottfried W. Stix war nicht nur in Italien „zuhause“, er bereiste u. a. England, Schweden, Griechenland, die Türkei, Jugoslawien, Spanien, Portugal und die Vereinigten Staaten, und er war Mitglied des Österreichischen P.E.N.-Clubs und des Österreichischen Schriftstellerverbandes. Nach dem Krieg entdeckte er die Haiku-Sammlung „Ihr gelben Chrysanthemen“ von Anna von Rottauscher – der Zauber dieser japanischen Dichtungsform ließ ihn nicht mehr los – und mit Imma von Bodmershof, der großen österreichischen Haiku-Dichterin, stand er in brieflicher Verbindung. Sogar in seinen Lebensaufzeichnungen „Im Licht von hundert brüchigen Jahren“, 2004 im Böhlau Verlag erschienen, tauchen immer wieder Haiku auf – wie leuchtende Sterne an seinem Lebensfirmament. Das außerordentliche Sprachgefühl und seine Liebe zum Haiku war für die Autorenrunde der österreichischen Haiku-Autorinnen/Autoren, die ich seit Jahren leite, ein Juwel, welches in uns Begeisterung entfachte.

Seine großen Lieben außer der Sprache: die Familie, Italien – im speziellen Sizilien – und die Apfelernte auf dem Gut in Kaltern/Südtirol, davon schwärmte er monatelang. In der Familiengruft in Kaltern findet er auch seine letzte Ruhestätte.

Am 24. September 2010 – in seinem 100. Lebensjahr – ist Gottfried W. Stix von uns gegangen. Er wird uns unvergesslich sein.

Petra Sela

Eines seiner letzten Haiku, die ich in der Anthologie „Stille“, 2007, herausgeben durfte:

schlafen entschlafen  
in aller stille – für die  
andern wohl tröstlich

*Gottfried W. Stix*

## Aus dem Verbandsbüro

Zur Erinnerung:

Unsere – nicht mehr ganz so – neue E-Mail-Adresse: [info@schriftstellerverband.at](mailto:info@schriftstellerverband.at)

Unsere Website (Homepage): [www.schriftstellerverband.at](http://www.schriftstellerverband.at)

Informieren Sie uns bitte über Ihre Lesungstermine und Veranstaltungen. Wir stellen Sie gerne als Information für alle Mitglieder auf unsere Website.

Wer Interesse hat, eine eigene Homepage einzurichten und technische Unterstützung benötigt, möge sich mit unserem Web-Betreuer in Verbindung setzen:

Harald Fuchs | Tel: +43 676 43 22 155 | Fax: +43 720 738 655

Mail | Web: [h.fuchs@samIT.at](mailto:h.fuchs@samIT.at) | [www.samIT.at](http://www.samIT.at)

Wünsche und Anregungen zu weiteren Serviceangeboten des Schriftstellerverbandes sind uns willkommen. Wir werden diese – im Rahmen unserer zeitlichen und finanziellen Möglichkeiten – gerne verwirklichen.

Unsere Bürozeiten sind:

Dienstag von 9:00 bis 16:30 Uhr

Mittwoch von 9:00 bis 14:30 Uhr

Donnerstag von 9:00 bis 14:00 Uhr

Telefon und Fax: 01/586 41 51

Zusätzliche Kontaktmöglichkeiten, auch außerhalb der Bürozeiten:

Tel.: 0664 895 95 98 | E-Mail: [sidoniabinder@yahoo.de](mailto:sidoniabinder@yahoo.de)

Wir danken unserem Mitglied Otto Hans Ressler, Direktor der Kunstauktionen GmbH im Kinsky, für das Sponsoring unserer Zeitschrift.

## Impressum

Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen Schriftstellerverbandes

ZVR 295943463

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Österreichischer Schriftstellerverband

Kettenbrückengasse 11/1/14, 1050 Wien | Telefon: 01/586 41 51

E-Mail: [info@schriftstellerverband.at](mailto:info@schriftstellerverband.at), [www.schriftstellerverband.at](http://www.schriftstellerverband.at)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Sidonia Binder

Redaktion dieser Ausgabe: Dr. Sidonia Binder, Dr. Judith Gruber-Rizy, Julia Rafael,

Mag. Eva Lamprecht

Layout und Druck: Druckerei Lischkar & Co. GmbH, Migazziplatz 4, 1120 Wien

